



# Die Vereinzelung der Menschen und die Aneignung des Gemeinsamen

Freitag 28. 9. 2018 17.00 - 21.30

Samstag 29.9. 2018 9.00 - 17.00

Treffpunkt Breite  
Zürcherstrasse 149  
4052 Basel

## Tagungsdokumentation

# Zur Einleitung

Die folgenden Texte haben wir zur Vorbereitung für unsere Tagung vom 28. und 29. September 2018 zusammengestellt. Sie sind weder die Zusammenfassungen, der Referate, die dort präsentiert werden, noch Texte, die schon fertig geschrieben wären. Diese Texte sind zunächst als Dokumentation für unsere Denkprozesse als Vorbereitungsgruppe für die Tagung gedacht und sie zeigen auch, an was einzelne der drei Mitglieder unserer Gruppe herum denken oder herum dachten.

Wir stellen sie zur Verfügung, weil wir wissen, dass es zu jeder Thematik eine grosse Vielfalt von Zugängen, logischen und affektiven, gibt; zudem fanden wir es interessant, in den Protokollen unserer Gespräche den Strom der eigenen Assoziationen nachverfolgen zu können, um so teilweise die eigenen Gedankengänge in der Gruppe nachvollziehen zu können.

Diese Texte sind als Anregung zum eigenen Denken und Asso-

ziieren rund um die Thematik unserer Tagung gedacht.

Inhaltlich sind sie so gegliedert, dass wir zunächst in einem zusammenfassenden Text beschreiben, wie wir den inhaltlichen Rahmen der Tagung sehen. In einem weiteren Text gehen wir kurz darauf ein, weshalb wir an der Tagung im Setting der operativen Gruppe arbeiten. Dann dokumentieren wir die Protokolle unserer Vorbereitungssitzungen, die ein Stück weit zeigen, wie unser eigener Denkprozess sich für uns selbst dargestellt hat.

Im Anschluss an die Tagung haben wir alle Informant\*innen gebeten, uns ihre Informationen zukommen zu lassen. Sie werden zusammen mit dem inzwischen erweiterten Eingangreferat von Erich Otto Graf, dokumentiert.

Ebenso hinzugekommen ist unsere Tagungsauswertung, die Karl Mutter geschrieben hat.

Wir wünschen eine anregende Lektüre.

Und was wir Ihnen gerne noch mitteilen möchten: wir planen auf Herbst 2020 eine weitere Tagung, die sich mit *Frage der Prozess von Aneignung und Vermittlung von Kultur und deren Prekärwerden* befasst. Wer immer sich davon angesprochen fühlt, ist gerne ermuntert uns eine Mail zu schicken, um auf den Verteiler für die Einladung zu gelangen (eograf@institutionsberatung.ch).

Den genauen Termin werden wir im Herbst 2019 zusammen mit dem Tagungsprospekt verschicken.

Erich Otto Graf  
Franziska Grob  
KarlMutter

Basel im Frühjahr 2019

# Das Tagungsprogramm

Freitag 28. 9. 2018	
17.00 - 17.30	Eintreffen
17.30 - 18.30	Begrüssung Franziska Grob, lic. phil. Vortrag: Die Vereinzelung der Menschen und die Aneignung des Gemeinsamen Erich Graf, PD Dr. phil., Soziologe
18.30 -19.00	<b>Pause</b>
19.00 - 21.30	Familiensysteme Information: Anna Ritter, lic. phil., Psychologin
21.30	Ende des ersten Tages

Samstag 29. 9. 2018	
9.15 - 10.45	Spielgruppen – eine Untersuchung Information: Franziska Grob, lic. phil., klinische Sonderpädagogin/ Karl Mutter, lic. phil., Psychologe
10.45 - 11.15	<b>Pause</b>
11.15 - 12.45	Schule – sozialer Ort von Sozialisation Information: David Labhart, Dr. phil. des. Erziehungswissenschaft
12.45 - 14.00	<b>Mittagspause</b>
14.00 - 15.30	Sozialer Tod / das Auflösen der Rollen im Alter Information: Sabine Dahler, Dr. phil., Psychologin
15.30 - 16.00	<b>Pause</b>
16.00 - 17.00	<b>Schlussplenum</b>

## ABSTRACTS ZU DEN INFORMATIONEN FÜR DIE EINZELNEN SITZUNGEN

**Information Freitag , 19.00 Uhr: Anna Ritter „Familiensysteme“**

**Information Samstag 9.15 Uhr: Karl Mutter und Franziska Grob “Spielgruppen – eine Untersuchung. Gruppenaspekte besser verstehen”.**

Die Information der ersten Sitzung am Samstag bezieht sich auf die Begleitung zweier Spielgruppen für Kinder (ab 3 Jahren bis Eintritt Kindergarten) im Treffpunkt eines städtischen Quartiers. Im Auftrag der Spielgruppenleiterinnen „verfolgten“ der Referent / die Referentin die Kindergruppen während eines

Jahres. Aufgrund von Feldbeobachtungen erstellten sie kommentierte Protokolle, welche mit den Spielgruppenleiterinnen diskutiert und reflektiert wurden. In Absprache mit den Spielgruppenleiterinnen wurde versucht, mit den Beobachtungen und den Diskussionen auf die gruppale Entwicklung zu

fokussieren und im Austausch ein gruppaes Verständnis und Vokabular zu erarbeiten. In diesem Prozess befasste sich die Austauschgruppe auch immer wieder mit der Frage, wie ein herkömmlich auf individuelle Verhaltensdifferenzen ausgerichtetes Beobachten Prozesse der Exklusion begünstigt und wie eine förder- und kompetenzorientierte Spielgruppenpädagogik mit einem gruppalen Verständnis kollidiert oder dadurch bereichert wird.

**Information Samstag 11.15:**  
**David Labhart „Schule – sozialer Ort von Sozialisation“**  
**Was verrät ein Interdisziplinäres Team über die Institution Schule?**

«Ein Emergent verrät die Situation», sagt Pichon Rivière (Bauleo 2013, 50)

Seit den 70er-Jahren werden einige instituierte Praktiken der Schule kritisiert: Beispielsweise die Benachteiligung von «Fremden» im Verfahren der Selektion oder die Förderung der «Anderen» in Sonderschulen und -klassen. In Folge der «integrativen» Ausrichtung der Schule wurden in den letzten Jahren Fallbesprechungen in multiprofessionell zusammengesetzten Gruppen, sogenannten Interdisziplinären Teams IDT, vermehrt durchgeführt.

Das IDT fungiert in der in der Information vorgetragenen Darstellung des aktuell Instituierten der Schule als Lapassade-scher Analysator. Auf der Grundlage der ein Jahr dauernden Beobachtung und Emergenten-Analyse von an drei unterschiedlichen Primarschulen durchgeführten Fallbesprechungen kann dargelegt werden, wie die

Schulreform an institutionellen Praktiken – mit Parin gesprochen an Rollenrepräsentanzen – strauchelt.

**Information Samstag 14.00**  
**Uhr: Sabine Dahler „Sozialer Tod / das Auflösen der Rollen im Alter“**

Wenn bewährte Rollen ins Wanken geraten, kann dies vom Individuum als sozialer Tod erlebt werden. Reflexartig wird Zuflucht in Abwehrstrategien gesucht. Mittels einiger Vignetten aus unterschiedlichsten Kulturen befasst sich die Information mit Menschen und ihrem Umgang mit dem Sozialen Tod. Dabei wird das Auflösen der Rolle im Alter nur als eine von vielen Möglichkeiten des Sozialen Todes tangiert.

# Die Vereinzelung der Menschen und die Aneignung des Gemeinsamen

In der Kultur unseres Alltags sind wir es gewohnt, Gruppen als Agruppierungen individueller Menschen zu betrachten. Diese Agruppierungen geschehen innerhalb von kulturellen Rahmungen und Institutionen, wie Familien, Spielgruppen, Schulen - dazu gehören auch die Übernahme von Berufsrollen, Eltern zu werden und das Älterwerden. Wir bewegen uns in solche Systeme hinein, gehen durch sie durch, gestalten sie durch unser Verhalten und werden durch sie selbst wieder geformt und wir verlassen sie auch wieder.

An dieser Tagung möchten wir uns anhand von Beispielen, in denen das Konzept der operativen Gruppen praktisch angewandt wird, mit dieser Thematik auseinandersetzen und so unsere Sichtweisen erweitern. Die praktischen Beispiele zeigen sowohl Erfahrungen, die direkt im Setting der operativen Gruppen gemacht worden sind, also auch solche, bei denen die Reflexion der Praxis auf dem Hintergrund dieses Konzeptes erfolgt ist.

## Wie entsteht das, was wir teilen?

Wie entsteht das, was wir teilen, das Gemeinsame in den Erfahrungen, die wir miteinander machen?

Oder anders gefragt was verändert sich in unserem Leben und in unserer Kultur, was bleibt sich gleich und was nicht?

Humanethologie, Psychoanalyse und Entwicklungspsychologie gehen alle, wenn auch mit etwas verschiedenen Grundannahmen davon aus, dass men-

schliche Individuen, wie alle anderen Lebewesen in einem hohen Masse genetisch festgelegt sind, dass aber zwischen diesen genetischen Dispositionen und dem tatsächlichen Verhalten der einzelnen Menschen eine lose Koppelung besteht. Der Begriff der losen Koppelung stammt aus der amerikanischen Soziologie und ist bei uns hauptsächlich durch einen klassischen gewordenen Aufsatz von Karl Eberhard Weick »Educational Systems as loosely coupled Systems« bekannt geworden (vgl. dazu Weick 1976).

Die relativ grosse Unübersichtlichkeit der Umwelt eines Systems und die relativ grossen Freiheitsgrade, mit denen ein System auf wahrgenommene Signale aus der so genannten Umwelt zu reagieren vermag, sind ein Anzeichen für die lose Koppelung zweier Systeme. Dies gilt für Menschen ganz generell, denn die Menschen als einzelne Menschen sind stets mit anderen Menschen verbunden. Diese Verbundenheit ist grundlegend, und es wäre ungeschickt, sie als Selbstverständlichkeit abzutun..

Wir möchten mit der Arbeit an dieser Tagung versuchen, besser zu verstehen, wie wir Menschen diese uns so selbstverständliche Begebenheit, dass wir irgendwie alle miteinander verbunden sind, durch unser Tun selbst herstellen.

Das Konzept des französischen Philosophen und Revolutionärs Cornelius Castoriadis des *legein/teukein*, das er in seinem Werk »Gesellschaft als imaginäre Institution« entwickelt, eignet sich gut, um die Prozesse der

Wahrnehmung entlang der drei grundlegenden menschlichen Register, des Natürlichen, des Psychischen und des Gesellschaftlichen zu denken. I

Castoriadis bemerkt, dass « alles, was auf diese oder jene Weise von der Gesellschaft aufgenommen oder wahrgenommen werde, etwas bedeuten müsse, mit einer Bedeutung beladen sei. Es wird stets im Vorgriff auf eine mögliche Bedeutung aufgenommen; nur dank dieser Möglichkeit könne schliesslich auch etwas als sinnlos, insignifikant oder absurd betrachtet werden.« (vgl. Castoriadis 1984, S. 394).

»Ein beträchtlicher Teil der Bedeutungen einer Gesellschaft wird unmittelbar oder mittelbar in der und durch die Sprache instituiert – die expliziten oder explizierbaren Bedeutungen. Parallel dazu vollzieht sich die Mengenbildung, das heisst die identitätslogische Organisation der gesellschaftlich instituierten Welt im und durch das *legein* (unterscheiden/auswählen/aufstellen/zusammenstellen/zählen/ sagen). Das *legein* ist die mengenlogische und mengenbildende Dimension des gesellschaftlichen Vorstellens/Sagens, so wie das *teukein* (zusammenstellen/zurichten/herstellen/errichten) die mengenlogische und mengenbildende Dimension des gesellschaftlichen Tuns ist. Beide lehnen sich an den identitätslogischen Aspekt der primären natürlichen Schicht an; dennoch sind beide als solche bereits gesellschaftliche Schöpfungen, ursprüngliche Institutionen und Werkzeuge jeder Institution (was freilich weder auf zeitliche noch logi-

sche Priorität schliessen lässt« (Castoriadis 1984, S. 399).

Cornelius Castoriadis behauptet in diesem etwas schwierigen Zitat, dass die gesellschaftlichen Institutionen zwar die Schöpfungen des menschlichen Tuns sind, ihm aber weder vorausgehen noch nachfolgen. Die Sprache bezieht sich auf ein Magma – etwas Nicht-Geordnetes von Bedeutungen, während der Code ein System von Mengen oder mengenbildenden Relationen organisiert (legen) (vgl. Castoriadis 1984, S. 400).

Dies können wir stets in allen unseren Alltagserfahrungen erleben und in jeder Gruppe beobachten und beschreiben.

### **Die Institution – instituant/institué**

Menschen leben stets situativ. Das, was wir Institutionen nennen, hilft uns, unseren Alltag zu verstetigen und lässt uns die Illusion von Kontinuität erleben. Heraklit, der Schwarze Philosoph, einer der griechischen Vorsokratiker, hat vor mehr als 2700 Jahren betont, dass wir nicht zweimal in den gleichen Fluss steigen können, und zwar aus zwei Gründen nicht.

Zum einen sind die Wasser, in die wir steigen nicht mehr die selben, wie vor eben und zum anderen sind wir nicht mehr die Gleichen wie soeben. Kontinuität hat also mit Wahrnehmungskalibrierung zu tun.

Kontinuität vermögen wir in dem Masse zu erleben, wie wir unsere Wahrnehmung vereinfachen, so dass wir beobachten können, dass sich etwas nicht verändert hat.

Wie gelangen wir trotzdem zu Geborgenheit und Verlässlichkeit in Institutionen, und wie lernen wir mit den durch sie ausgeübten Zwängen umzugehen?

### **Lernen ist Veränderung**

Von der Wiege bis zur Bahre unterliegen die Menschen ei-

nem stetigen Lernprozess, der nicht nur sie selbst verändert, sondern immer auch die anderen Menschen. Wir werden gestaltet und gestalten uns und unsere Umwelt.

Wir können unser Leben auch verstehen als Abfolgen von Lernprozessen und Anwendungen von Erlerntem. In dieser Vielfalt unseres Lebens durchlaufen wir viele Institutionen. Die Komplexität dieser Prozesse zeigt sich darin, dass die Institutionen nicht ausserhalb von uns selbst einfach so da sind. Sie werden vielmehr durch unsere Tätigkeiten, durch unser Tun stets situativ hergestellt und reproduziert. Auf diese Weise wird das Moment des Wiederholungszwangs zu einem wichtigen Phänomen, welches die Kontinuierung, das Fortführen der Kultur sichert. Eine Analogie, die uns hilft, das eben Gesagte besser zu verstehen, ist die typologische Gestalt des Möbiusbandes, dessen Oberfläche sich einmal auf der Innenseite und einmal auf der Aussenseite befindet. Das menschliche „Innen“ und das menschliche „Aussen“ sind ineinander verstrickt und miteinander verschränkt. In Gruppenprozessen können wir dies erleben. Im Setting der operativen Gruppen wird es möglich, dies zu untersuchen.

Im Zentrum unserer Tagung mit dem Titel „Die Vereinzelung der Menschen und die Aneignung des Gemeinsamen“, steht die gemeinsame Untersuchung dieser Phänomene. Menschen als Einzelne sind stets Menschen im Zusammenhang mit anderen Menschen. Man kann auch sagen, dass sie als Einzelne dieses Soziale selbst sind, obwohl in ihrer Wahrnehmung dieses Soziale als etwas ausserhalb von ihnen Seiendes wahrgenommen wird. Die Autopoiese eines Menschen entsteht in seiner Soziabilität. Die, die wir sind, entstehen in einer langen Abfolge von Situationen unseres Alltags, die wir in unterschiedli-

cher Art und Weise internalisieren und so zu Teilen unserer Persönlichkeit machen.

An dieser Tagung folgen wir diesem Prozess der andauernden Sozialisation. Er besteht darin, dass wir die werden, indem wir die sind, die wir jetzt gerade sind, in Anlehnung an jene, von denen wir denken, dass wir sie sind.

Dieser etwas komplizierte Satz lässt sich auch anders ausdrücken.

Wir können fragen: Wenn sich stets alles verändert und im Fluss ist, wie schaffen wir Menschen es denn, dass sich Dinge nicht verändern? Aufgrund der bisherigen Ausführungen lautet die Antwort: Durch Institutionen schaffen sich Menschen Stabilität.

Das erste institutionelle Register, das es zu untersuchen gilt, ist die Familie. Wir alle sind Teil einer Familie unser ganzes Leben lang. Wir werden in langen Lernprozessen zu denen, die wir schliesslich geworden sind. Wir verweisen auf die Information von Anna Ritter aus dem psychotherapeutischen Kontext. Sie gibt uns eine Gelegenheit, sich mit der Institution der Familie zu beschäftigen.

Ein zweites Register betrifft die Bildungsinstitutionen.

Zwei Informationen beschäftigen sich damit, einerseits mit Spielgruppen (Franziska Grob/Karl Mutter), andererseits mit der obligatorischen Institution der Schule (David Labhart).

Der Übergang von der Familie zu einer ausserfamiliären formalen Gruppe kann gut in einer Spielgruppe untersucht werden. Spielgruppen schieben sich sozusagen hinsichtlich des Lebensalters der Kinder zwischen Familie und Schule ein. Als Forschungsgegenstand scheinen sie uns aus entwicklungspsychologischer und sozialpsychologischer Perspektive besonders interessant zu sein.

### **Schliesslich die Schule:**

Während es im 19. Jahrhundert einen lang andauernden Kampf darum gegeben hat, den Familien die staatliche Schulpflicht ihrer Kinder aufzuzwingen, ist dies heute nicht mehr der Fall. Der Kampf gegen die Schulpflicht war ein Kampf zwischen einer Kultur, die eher ländlich orientiert war und einer eher städtisch orientierten. Die Bauernkinder brauchten keine Schule, sie arbeiteten schon immer auf dem Bauernhof mit. Die ursprüngliche Akkumulation hat nicht nur die Bauern enteignet und das Gemeinsame privatisiert, sie hat erst jene Menge an Menschen geschaffen, die nun zwar frei, aber eben auch frei von allen Mitteln zum Fristen ihres Leben gewesen sind. Karl Marx hat diese Klasse das Proletariat genannt. Die als französisch apostrophierte Revolution hat in einem furchterlichen Blutbad geendet. Da die neuen Ideen der aufgeklärten Elite nicht allesamt in die Köpfe der Menschen gegangen sind, hat das Regime begonnen, diese Köpfe abzuschlagen. Durch die Erfindung der Guillotine wurden sie immer effizienter abgeschlagen. Die Guillotine war eine Erfindung des Arztes und Politikers Joseph-Ignace Guillotin. Sie war eine Weiterentwicklung einer Enthauptungsmaschine, die es bereits in England und in andern Ländern gab. Sie sollte die Todesstrafe humanisieren. Nach dem Ende des Terrors, der Wiederherstellung der Monarchie, setzte sich in den aufgeklärten Eliten die Idee der Volksbildung durch. Wenn die Ideen in den Köpfen verstockt und reaktionär waren, dann mussten die Köpfe verändert werden. Und so ist das erste Drittel des 19. Jahrhunderts von einem langen Kampf um die Volksbildung geprägt. Dieser Kampf endet in der Schweiz mit der Revolution von 1848 und der Gründung der modernen Eidgenossenschaft, welche die allgemeine Schulpflicht, unter die Obhut der Kantone stellt.

Die Diskussion der letzten 30 Jahre um Bildung steht im Zusammenhang mit der Formierung dessen, was einer der Masterminds des Neoliberalismus, der Nobelpreisträger Garry S. Becker, »Humankapital« genannt hat. Humankapital meint in der Ökonomie die an die Person eines Menschen gebundenen Wissensbestände und Fertigkeiten. Sie stellen einen wichtigen Produktionsfaktor dar. Daraus lassen sich nationalstaatlich zurückgebundene Humanvermögen berechnen. Diese stellen im weltweiten Wettbewerb der globalisierten Märkte wichtige Wettbewerbsfaktoren dar.

Im Zusammenhang mit der Digitalisierung der Wirtschaft spielen dabei die der so genannten Reformpädagogik zugeschriebenen Ansätze, die auf eine freie, selbstverantwortliche und kreative Formung von Kindern abheben, eine besondere Bedeutung. Es ist deshalb im Sinne der Nationalstaaten, möglichst früh in den Sozialisationsprozess der Kinder einzugreifen und die Entwicklung eines entsprechenden Humankapitals zu fördern. Der Zugriff des Staates auf die menschlichen Subjekte, die ihn ausmachen wird so durch die entsprechenden Dispositive lückenloser und die Kontrolle über die Subjekte steigt an.

Ab dem Kindergarten beginnt die staatlich kontrollierte Ausbildung und Formierung der Kinder. Sie kann lebensgeschichtlich vom 4. bis zum 30. Lebensjahr dauern. Die Zugänge der Menschen zu den Organisationen der Bildungsinstitutionen sind sozial unterschiedlich geschichtet. Die Untersuchungen von Bourdieu und Passeron (Bourdieu 1971) in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts haben dies empirisch gezeigt, freilich ohne dass die Schule darauf angemessen zu reagieren in der Lage gewesen wäre (Kronig 2007, Graf and Graf 2008).

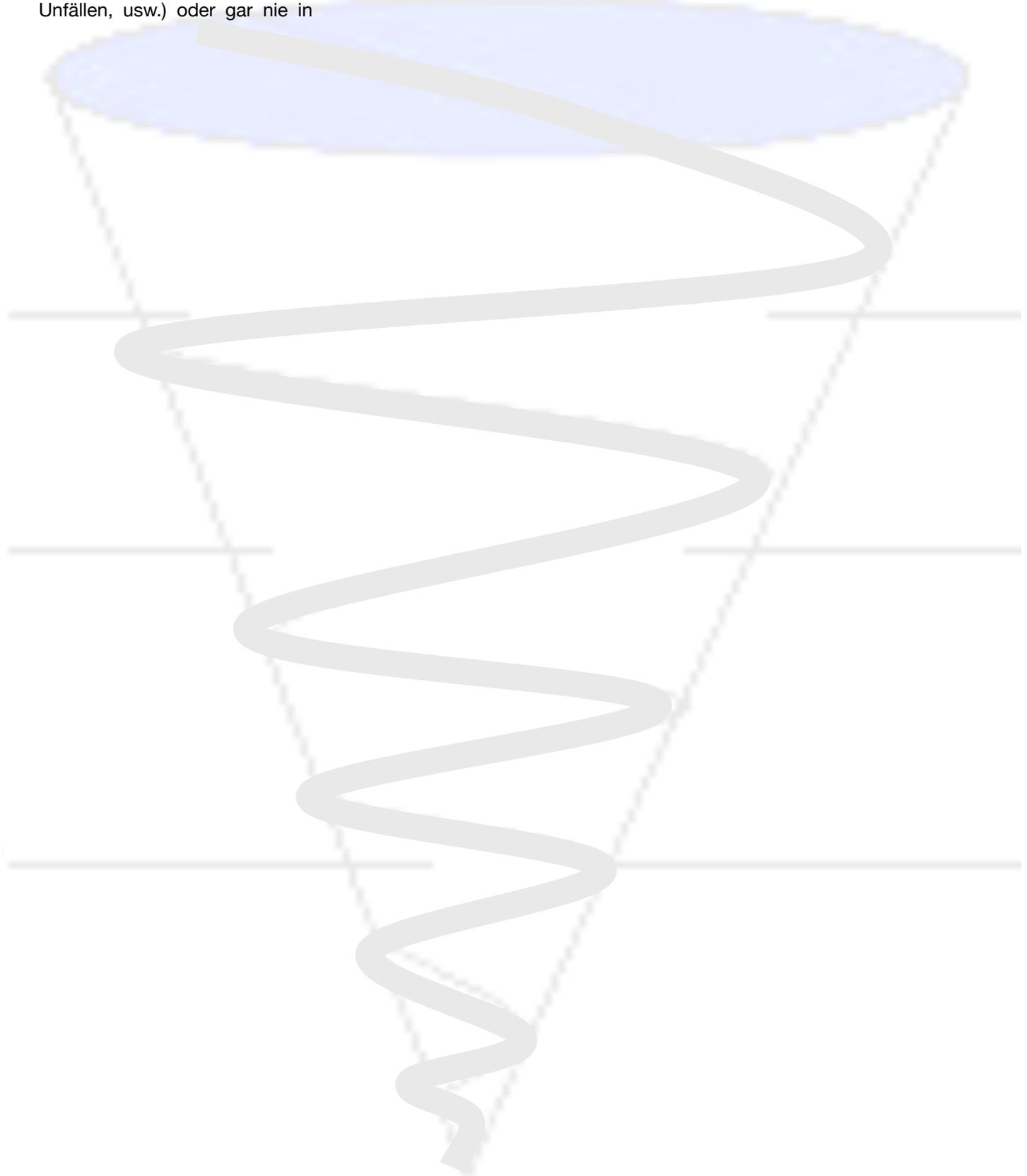
Nach Schule, Ausbildung und/oder Hochschule folgt biographisch gesehen das so genannte Arbeitsleben. Der Begriff ist selbst falsch, weil Menschen immer arbeiten, wenn sie etwas tun. Als Arbeitswelt ist eine Verkürzung des Verständnisses von Arbeit zu verstehen, die der Institution der Lohnarbeit geschuldet ist. Lohnarbeit ist zur Standardannahme dessen geworden, was wir in unserer Kultur Arbeit nennen. Ein Mensch ist das, was er oder sie arbeitet. Verheerend ist es in unserer Kultur im so genannt erwerbsfähigen Alter, ohne Arbeit zu sein, noch schlimmer, als gar nicht arbeitsfähig zu gelten.

Viele therapeutische Angebote befassen sich mit jenen als individuell und persönlich empfundenen Krisen, die als »Ausgebranntsein« gebrandmarkt sind. Hier stellt sich die Frage, wie es dazu kommt, dass Menschen über die ihnen gesetzten individuellen Grenzen hinausgehen, ihre Gesundheit aufs Spiel setzen und sich gegen ihre Chefs nicht zu Wehr setzen. Was ist in der Sozialisationsgeschichte dieser Menschen geschehen, dass sie entweder nie lernten sich zur Wehr zu setzen oder diese Fähigkeit im Laufe ihrer Sozialisation und Erziehung wieder verloren haben? Dort wo sich institutionellen Rollen verändern oder gar auflösen, geht es auch ein Stück weit um das Phänomen des sozialen Todes (vgl. dazu Erdheim and Nadig 1979) Auch bei Rollenveränderungen innerhalb der Institution Familie können wir von einem sozialen Tod sprechen, z.B. die Veränderung der Rollen der Eltern beim Erwachsenwerden der Kinder. Identifikationen mit den Ideologien dieser Rollen durch die Menschen, die sie ausüben, werden in solchen Veränderungsprozessen ersichtlich. Besonders deutlich sind diese Phänomene an den Rändern der Arbeitswelt zu beobachten, dort wo Menschen aus

den unterschiedlichsten Gründen aus der Arbeitswelt austreten (wegen Erreichen des Pensionsalter, wegen Krankheiten, Unfällen, usw.) oder gar nie in

diese hineingeraten sind (vgl. dazu Graf and Grob 2008) Sabine Dahler wird dazu aus ihrer sozialpsychiatrischen Ar-

beit im Rahmen einer Information berichten.



# Die operative Gruppe

Erich Otto Graf, Franziska Grob und Karl Mutter

## Warum arbeiten wir an dieser Tagung mit dem Konzept der operativen Gruppe?

Das Konzept der operativen Gruppe erlaubt es, ein Setting zu schaffen, in dessen Rahmen es möglich ist, das Denken der Gruppe zu untersuchen, dieses menschliche Tun zu verstehen und mehr darüber zu lernen, was wir selbst tun.

Im Konzept der operativen Gruppen bildet das ECRO einen zentralen Begriff. Das Akronym ECRO meint „Esquema Conceptual, Referencial y Operativo“. Es ist ein operatives Referenzschema.

Es beinhaltet jene Elemente aus unserer Lebensgeschichte, die uns zur Verfügung stehen, um uns und unsere Gedanken zu konzipieren, jene Inhalte, nach denen wir uns definieren und orientieren - schliesslich all das, das, was unser Handeln, Denken und Fühlen bestimmt.

Die verschiedenen menschlichen Aktivitäten werden also nicht auseinandergerissen und separiert betrachtet, sie werden in ihrem Zusammenhang und in ihrer Wechselwirkung gesehen. Im Prozess des gemeinsamen Arbeitens und Denkens verändern sich unsere hergebrachten Referenzschemata.

## Zur Technik der operativen Gruppe

Innerhalb der Technik der operativen Gruppe werden die Be-

griffe Zugehörigkeit, Lernen, Aufgabenbezogenheit, Kommunikation, Kooperation, Atmosphäre gerne in die Darstellung eines sich auf dem Kopf stehenden Kegels integriert, der von der Sphäre des Manifesten auf der Grundfläche zu einer Sphäre des Latenten, der Kegelspitze, führt. Diese sechs genannten Momente des ECRO spielen für das Interaktionsgeschehen in der Gruppe eine bedeutsame Rolle, weil die Art ihrer Entwicklung direkt Einfluss nimmt auf das Übertragungsgeschehen in der Gruppe. Es ist ein Vorteil der operativen Gruppentechnik, dass sie die Frage nach der Führung der Gruppe als Aufgabe der Gruppe selbst überlässt.

Hingegen gibt es eine Equipe, bestehend aus Koordinator\*in und Beobachter\*in. Sie hat die Aufgabe, die Entwicklung der Gruppe bei der Lösung der Aufgabe (auch entlang der Dimension der Führung) zu analysieren und in zeitlichen Abständen zu kommentieren. Eine Gruppensitzung beginnt jeweils mit einer Information, einem Beitrag zu einem bestimmten Thema. Nach dieser Präsentation tritt der Informant in den Hintergrund und die Gruppe beginnt auf die Information in assoziativer Weise zu reagieren. Die verschiedenen Teilnehmer\*innen versehen die Information mit

jeweils affektiv und kognitiv unterschiedlichen Bedeutungen.

Die in der Gruppe sich entwickelnden Auseinandersetzungen lassen die verschiedenen institutionellen Ordnungen, die jeweils in der Gruppe gerade aktiv sind, als Emergenten auftauchen. Sie werden von der Beobachter\*in gelesen und zu Händen der Gruppe gedeutet. Sie werden so einer Bearbeitung für die Gruppe zugänglich. Auf diese Weise wird ein Teil der sich in der Gruppe abspielenden Denkprozesse »sichtbar«.

Dabei sind alle internalisierten institutionellen Systeme beteiligt, die durch das Interaktions- und das Übertragungsgeschehen, das Verhalten der Gruppenmitglieder bei der Lösung ihrer Aufgabe aktiviert werden. In solchen gruppalen Prozessen lassen sich die Grundlagen des Gemeinsamen - das was die Gruppenmitglieder inhaltlich und affektiv teilen oder nicht - untersuchen. Die individuellen Beiträge der Gruppenmitglieder können somit als gruppale verstanden werden.

Wenn es gelingt, die Heterogenität einer Gruppe, die sich aus der Komplexität der sie ausmachenden Menschen ergibt, in der Arbeit der Gruppe zuzulassen, dann kann eine Gruppe in einem hohen Ausmass produktiv werden.

# Die Protokolle unserer Vorbereitungssitzungen für diese Tagung

Karl Mutter

Während wir diese Tagung vorbereiteten haben wir uns verschiedene Male getroffen. Als ältere Menschen, die wir sind, trafen wir uns zum Kaffee. Jemand brachte vielleicht etwas Süßes mit und wir begannen miteinander zu sprechen. Wir unterhielten uns über unsere momentane Verfasstheit, die gerade aktuellen körperlichen und seelischen Gebrechen und näherten uns in unserem Gespräch auf verschlungenen Pfaden dem Gegenstand der Tagung an.

Aus den Notizen, die Karl Mutter sich machte, verfasste er die nachstehenden Protokolle; indem er es verstand unsere Gespräche, Kalauer und ernsthaften Beiträge auf den Gegenstand der Tagung zu beziehen. Es sind daraus Texte geworden, die uns zum weiteren Nachdenken und Diskutieren ermuntert haben.

Die Protokolle versuchen dem Mäander unserer Gedanken zu folgen und sich dabei auf die Aufgabe, die Tagungsthematik zu fassen, zu konzentrieren.

Diese Protokolle sind nicht in allen Details ausformuliert, sie haben uns als Werkzeug dazu gedient, an der jeweils nächsten Sitzung den Faden wieder aufzunehmen. Sie waren ursprünglich nicht dazu gedacht, dass wir sie im Rahmen der Tagung öffentlich machen. Sie dokumentieren den Entwicklungsgang unserer Konzeptionsarbeit. Sie vermitteln einen Blick auf die Enge und die Weite unserer Diskussionen, deren Verwinkeltheit und Geradheit. Die Protokolle enthalten viele Fragen, von denen wir nicht glauben, dass wir sie im Rahmen unserer Tagung beantworten

können. Sie helfen uns aber, uns der Komplexität des Gegenstandes anzunähern. Die Protokolle enthalten natürlich auch Widersprüche – im Prozess der Vorbereitung haben sich Überlegungen zum gleichen Gegenstand oft verändert.

## **Vorbereitungssitzung vom 04. Januar 2018**

(E.O. Graf, F. Grob, K.Mutter)

### Individualisierung

These: Die fortschreitende Ökonomisierung aller Lebensbereiche führt zu einer zunehmenden Individualisierung, gleichläufig mit der Auflösung des Gemeinsamen und zum Tod des Sozialen. Sie verändert menschliche Beziehungen und Zugehörigkeiten. Der aktuelle kapitalistische Gesellschaftsvertrag ist so beschaffen, dass alles über Geld und über soziales Kapital (Gruppenzugehörigkeiten, familiäre Herkunft) geregelt wird. Clans als verbindliche Zugehörigkeitsregulative existieren in modernen Gesellschaften nicht, Freundeskreise bilden allenfalls lockere Netzwerke, die keine tragenden Verbindlichkeiten setzen.

Welche Bedeutung hat diese Entwicklung hinsichtlich der Dimensionen Zugehörigkeit, Sachbezogenheit, Kooperation, Kommunikation, Lernen und Atmosphäre?

Wie können Zugehörigkeiten, die über die sich auflösenden familiären Bindungen hinaus reichen, neu und in anderer Form hergestellt werden?

Wesentliche affektive Funktionen, welche bis anhin die Familie übernommen hatte, werden „outgesourct“ und arbeitsteilig an Institutionen übertragen. Verpflichtungen werden haupt-

sächlich monetär geregelt und definiert, z.B. in der Alterspflege und in der Gesundheitsversorgung. Durch zunehmende institutionelle Differenzierung werden affektiven Anteile der Beziehungsarbeit anonymisiert oder fallen in die Latenz. Da alles monetär geregelt wird, sind wir immer schon Schuldner von jemandem. Der Zustand des Schuldnerseins führt zu einer Akkumulation von bewussten und unbewussten Schuldgefühlen. (vgl. Franz Kafka, die Geschichte von Gregor Samsa und seiner Verwandlung oder das Buch von David Graeber Debt. The first 5000 Years (Graeber 2011) .

Beispiel: Institutionalisierte Pflege wird für viele Menschen unbezahlbar. Jeder organisiert sich seine Pflegeverhältnisse so, dass er sie am kostengünstigsten einkaufen kann, z.B. über billigere ausländische Pflegekräfte. Auf diese Weise entstehen Ketten delegierter Pflege und von hierarchisierten nationalen Ausbeutungsverhältnissen. Die Freiheit, welche die einen haben, sich einen derartigen Komfort zu beschaffen, fehlt denen, die am Ende der Kette stehen (Bsp. Schweiz jemand in der Schweiz engagiert eine Pflegerin aus Polen - jemand in Polen organisiert sich eine Pflegerin aus der Ukraine - jemand aus der Ukraine organisiert sich eine Pflegerin aus Kasachstan)

Wie können Verbindlichkeiten jenseits von irgendwelchen Zufallspassungen, wie sie sich z.B. über nachbarschaftliche Beziehungen ergeben oder jenseits von Lohnarbeitsverhältnissen, geschaffen werden?

## Jenseits der Arbeit

Arbeitsverhältnisse werden in der Regel von Beiläufigkeiten und Kontinuitäten in angenehmer Weise abgefedert (z.B. wenn man gemeinsam Mittagessen geht, oder nach der Arbeit ein Bier trinken geht). Beiläufigkeiten umhüllen die arbeitsvertraglichen Verpflichtungen, machen sie ein Stück weit auch erträglicher. Beim Austritt aus dem Arbeitsleben – Paradebeispiel Pensionierung – wird das nun Fehlende (das was wir als Beiläufiges kaum bemerkt hatten) erst richtig wahrgenommen: es muss nicht unbedingt die Arbeit sein (das von allen Beiläufigkeiten befreite „Kerngeschäft“!), auf die man ja zuweilen auch gerne verzichtet hätte – es sind mehr die „Beiläufigkeiten“, die beim Austritt aus dem Berufsleben nun eben auch deutlich werden.

Was ist eigentlich das Selbstverständliche, das Beiläufige, das Unspektakuläre, welches soziale Beziehungen gemeinhin ausmacht, das, was meist erst dann ersichtlich wird, wenn es wegfällt? Wie lässt es sich fassen und beschreiben? Wo ist das Selbstverständliche gleichsam wie in einem Vexierbild versteckt? Lassen sich abhandeln gekommene Selbstverständlichkeiten einfach so, sozusagen aus dem freien Stand heraus, institutionalisieren? (Stichwort: Mittagstisch als Ort der verbindlichen Unverbindlichkeit)

Welche Funktion haben informelle Runden, Stammtische, Arbeits- oder Lesegruppen, Cliques im Hinblick auf die Konstruktion des Sozialen?

Inwiefern ermöglichen sie auf praktikable Weise Räume der Zugehörigkeit bei gleichzeitiger Möglichkeit, sich zu distanzieren, wenn die Vereinnahmungsansprüche zu gross werden-> Distanzregulation -> Asymmetrie der Nähe

## Moderne ohne Illusion - Wegdriften der Solidarität

Was ist im Zeitalter des Individualismus aus Begriffen wie „Solidarität“ geworden? In welcher Form lässt sich der obsoletere Begriff der Solidarität noch denken und herstellen? Als Beispiel Zygmunt Baumanns Essay zur Gemeinschaft aus dem Jahr 2001 (Bauman 2014 (2001))

Wie definieren sich Zugehörigkeiten?

Inwiefern lassen sich Zugehörigkeiten aufkündigen, verleugnen, ohne gleichzeitig mit Scham und Schuldgefühlen einherzugehen?

-> Stichwort „Klassenwechsel“ -> Didier Eribon (Eribon 2016 (2009)) -> Annie Ernaux(2017) > Anthony Giddens (Abschnitt über Scham in „Die Konstitution der Gesellschaft“) (Giddens 1988)

Ist ein Klassenwechsel zwangsläufig mit dem Verrat an der eigenen Herkunft verbunden?

Was heisst Bindung in bezug auf das Soziale? Ist der Begriff Bindung nicht eventuell zu stark, da er ja ein Stück weit impliziert, dass man von etwas festgehalten ist, dem man nicht entweichen kann (der Religion, der Herkunft, den familiären Banden).

Auf der Suche nach der verlorenen Zeit

Ist das Soziale eventuell doch etwas mehr als blosser „Anschlussfähigkeit“ und Kommunikation, wie es die Systemtheorie meint? Ist es eventuell etwas, was mit Resonanz, Wiederhall, Anklang zu tun haben könnte?

Beispiel: Wie kommt es, dass sich Verbindungen, die faktisch schon lange gekappt waren, plötzlich wieder aufladen, dass es weiter geht, wie wenn keine Zeit dazwischen läge? (Exemplarisch: die Klassenzusammenkunft nach dreissig oder vierzig Jahren Jahren).

Wie kommt es, dass eine Institution wie die Schule einen der-

art prägenden Einfluss haben kann, dass zuweilen der Eindruck entsteht, es gäbe kein Leben jenseits der Schule, auch wenn man sie noch so sehr gehasst haben mag->

Schule als totale Institution (Goffman) -> Schule als Plattform zur Weiterführung des Familiendramas -> Psychologie des Gymnasiasten (Freud). Es ist nicht nur das Affektive (Freundschaften, Verletzungen) das verbindet und das man auch vergessen kann – es ist wie wenn die Zeitdimension weggefallen wäre und alles so weiterzugehen scheint, wie es vor vierzig Jahren aufgehört hat.

## 2. Vorbereitungssitzung vom 24. Januar 2018 (

E.O. Graf, F. Grob, K.Mutter)

Institutionen als defizitäres Modell der Familie

Die Vorbereitungsgruppe denkt darüber nach, wie unsere Eltern jeweils den letzten Lebensabschnitt geplant hatten oder wie sie – weil sie schlichtweg zu lange zugewartet hatten - auch einfach von ihm überwältigt wurden.

Im Alter wird der Mensch aus seinen familiären und nachbarschaftlichen Lebensbezügen herausgerissen. Auch wenn diese Bezüge im Verlauf der Zeit instabil und immer weniger tragfähig geworden sein mögen: Übergänge, wie z.B. der Eintritt in eine Alters- und Pflegeeinrichtung, sind immer mit Gefühlen des Verlustes einer vertrauten Umgebung, des Verlustes von Autonomie und mit der Erfahrung radikaler Fremdbestimmung verbunden. Diese negativen Aspekte können nicht vollumfänglich durch ein institutionelles Containing (Verlässlichkeit, Regelmässigkeit, Sicherheit) aufgewogen werden.

These: Jeder Mensch trägt in sich die Tendenz, seine Umwelt in einer bestimmten Weise als familiäre zu konstruieren, indem er seine Beziehungen nach dem

Bild eines je eigenen internen familiären Modells einrichtet (Einzelkinder, Geschwister, Patchworkfamilien).

Das eigene familiäre Modell ist in diesem Sinne imaginär und trägt durchaus utopische Züge, die jedoch vor der Realität kaum standhalten. Institutionen können - auch wenn sie sich noch so „familienähnlich“ präsentieren mögen - kein emotionales Äquivalent zum verlorenen „Familiären“ schaffen. Das „Familiäre“ ist immer von Ambivalenzen und falschen Idyllen geprägt. (Anschluss an den AGOG Beitrag von Bertold Rothschild zum Familiarismus) (Rothschild 2009)

- Was heisst eigentlich Solidarität? Wie weit reicht sie? Ist sie auf den je eigenen (pseudofamiliären) Kreis beschränkt im Sinne einer blossen „Nahraumsolidarität“ (aus den Augen - aus dem Sinn)?

- Ist Solidarität nicht vielmehr etwas Imaginäres, das die Tendenz hat politische Mythen zu generieren (Proletarier aller Länder vereinigt euch - wir sind alle eins über alle nationalen Differenzen hinweg)? Vielleicht auch etwas, das sich bloss in einem gutgemeinten Spendenreflex manifestiert, - gleichsam um das schlechte Gewissen zu beruhigen? (Früher die Spende für die Mission, später der Beitrag für das Solidaritätskomitee, heute für Médecins sans frontières und Amnesty international)

### **Soziologischer Exkurs in den Alltag der fünfziger und sechziger Jahre**

Das Reich der Träume und die mediale Revolution Die arbeitsrechtlichen Errungenschaften, die uns heute als selbstverständlich erscheinen, (Ferien, freie Samstage/Sonntage, 42 Stundenwoche) sind die Früchte eines späten Wohlstandes (Keynesianismus) oder autoritärer/totalitärer Regimes (Kraft durch Freude, Opera Nazionale Dopolavoro), die den Proletari-

ern und Angestellten zusätzliche Freiheiten verschafften, über die sie vorher nicht verfügten (um den Preis der Unterwerfung und der Akklamationspflicht)

Erst in den fünfziger Jahren - mit wachsendem Wohlstand - beginnt die Generation unserer Väter und Mütter von Ferien an der Adria und von den Inselferien in Spanien zu träumen. Das Fernsehgerät löst den Radioempfänger als familiären Mittelpunkt der Aufmerksamkeit ab. Die Familie, die Verwandtschaft und sogar die Nachbarn versammeln sich um das alles dominierende Fernsehgerät - eine neue Form der medialen Tribalisierung findet statt (Marshall McLuhan). Transistorradios, portable Plattenspieler führen wiederum zur Auflösung der „familiären Stammeskultur“ und begünstigen eine zunehmende familiäre Dezentrierung, welche die Formierung neuer Gruppierungen (Jugendkultur) begünstigt: Durch die zunehmende elektronische Vernetzung wird die Welt gleichsam zu einem über das jeweilige Medium gebündelten Dorf (global village). Die Familie als Lebensmittelpunkt und Ort des Containings verliert an Bedeutung.

Die sechziger Jahre zeichnen sich aus durch heftige Urbanisierungsschübe (die stärksten seit den 90er Jahren des vorletzten Jahrhunderts). Urbanisierungsschübe erzeugen regelmässig Angst vor Veränderung und geben Anlass zur Flucht in Retrotopien (Bsp. Franz Schnyders Gotthelffilme; erste Überfremdungsinitiativen). Der zunehmende Wohlstand führt zu baulichem Expansionismus (exzessiver Bau von standardisierten Einfamilienhäusern auf dem Land) und in den städtischen Agglomerationen zu stärkeren Verdichtungen (Wohnblocks, Hochhäuser).

Dies führt zur Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen in den Lebensformen: Menschen leben zwar als Kleinfamilie in Wohnblocks, organisieren sich aber

teilweise immer noch nach dem Modell der nicht mehr existierenden Grossfamilie.

Die AHV besteht erst seit 1948 - alte Menschen verfügen in der Regel noch nicht über das nötige Geld, um selbständig wohnen zu können; eine staatlich regulierte Altersbetreuung ist noch nicht vorhanden.

Die Einführung der englischen Arbeitszeit zwingt die Chemiearbeiter der Basler Chemie in die Kantinen; das Modell des am Mittagstisch thronenden pater familias kann in den meisten Familien nur noch unter grossem Zeitdruck aufrechterhalten werden (eine Stunde Mittagspause reicht nur, wenn man ein Auto hat oder im unmittelbaren Einzugsbereich der Firma wohnt).

Der Mobilitätsradius verändert sich drastisch: die Länge der in einem Leben zurückgelegten Wege verändert sich von Generation zu Generation (Reisen der Grosseltern, der Eltern, eigene Reiserfahrungen).

Die Mentalitäten ändern sich: man geht weg, um wieder mit neuen Erfahrungen zurückzukehren; es wird selbstverständlicher Fremdsprachen zu sprechen.

Das Ferne rückt näher Orte, die bisher nur als exotische Klänge existierten, werden plötzlich - mindestens für eine relativ wohlhabende Bevölkerungsschicht - erreichbar. Mit zunehmender Mobilität (Billigflüge) können heute auch ursprünglich lange und beschwerliche Reisewege leicht bewältigt werden. Eine Flugreise übers Wochenende nach Mazedonien zum kranken Grossvater - schrumpft sozusagen zu einer Tramfahrt vom Grossbasel ins Kleinbasel. Durch die zunehmende Urbanisierung werden die Gesichter in den Städten vielfältiger, das Leben wird bunter, aber auch anonymer.

In den fünfziger und sechziger Jahren erscheinen Zeitungen noch dreimal am Tag. Ist damals mehr passiert oder hatte man

einfach mehr Zeit zum Zeitung-lesen?

These: In der Retrospektive sind eigene Erinnerungen an den Alltag der fünfziger und sechziger Jahre mit einer seltsamen Patina versehen. Sie scheinen uns heute dermassen weit in die Vergangenheit entrückt, dass wir es schwer haben, zu glauben, dass diese Erinnerungen unser Erleben wiedergibt.

Umso erstaunlicher ist es, dass einem die biographischen Reminiszenzen von Personen, die Jahre später geboren sind, aus heutiger Sicht ebenfalls unendlich fern und unwirklich, ja manchmal geradezu als grotesk, erscheinen.

- Hat dies etwa mit dem kleinbürgerlichen Mief zu tun, der eine erstaunlich viel längere Halbwertszeit aufweist als wir es eigentlich erwarten? Ist die Provinz grösser als wir dachten?

Ist das, was wir als Zeit erfahren, ein Konglomerat von Ungleichzeitigkeiten?

- Hat Solidarität etwas mit bloss ideeller Zugehörigkeit zu tun, eventuell sogar mit Phantasmen (proletarische Solidarität, missionarische Solidarität?)

Konnte man sie daher so problemlos pflegen, weil das alles so weit weg war oder bereits hinter uns lag: Funktioniert Solidarität nur ideell und wenn es in weiter Ferne ist, aber wenn's zu nahe kommt muss man sich abschotten und schützen (siehe heutige Masseneinwanderungsängste).

### **Das Eigene und das Andere**

Das Fremde stört nicht, solange es sich über Stereotypen problemlos nostrifizieren lässt, z.B. nach dem Muster: Die Italiener sind ok., weil es ja auch einen italienischsprachigen Landesteil gibt; die Franzosen sind zwar hochnäsiger, aber doch ein wenig wie unsere Romands, der Ladenbesitzer an der Ecke ist zwar Türke, aber er ist nett und gehört eigentlich bereits zum Quartierinventar.

Bei der Lektüre von Bourdieu stösst man ja im Gegenteil immer auf soziale Mechanismen der Differenzbildung und der Distinktion (wie muss ich sprechen, um dazuzugehören, woran kann man erkennen, dass ich eben nicht dazu gehöre, auch wenn ich mich noch so anstrengte?)

Diese angestrebten Distinktionsbemühungen scheinen gleichläufig mit der Verkleinbürgerlichung des Proletariates in den fünfziger und sechziger Jahren an zugenommen zu haben (siehe die Filme von Jacques Tati, etwa *Mon Oncle*, *Playtime*).

Wohin geht es heute? Ebenen sich die Unterschiede ein? Wird unsere Welt egalitärer?

- Inwiefern hat es die verschwundene Solidarität vielleicht gar nie gegeben?

- Handelt es sich nicht vielmehr um eine immer wieder neu zu versuchende Aneignung des Gemeinsamen und nicht um eine Wiederaneignung, da es diesen Ausgangspunkt eines einstmaligen Besessenen und dann endgültig Verlorenen vielleicht gar nie gegeben hat? (siehe Didier Eribon, Annie Ernaux). Sind diese versuchten Aneignungen eventuell auch nur „Nachrichten aus dem Hinterhof der Idyllen“ (Rothschild)?

- Wie kommen Zugehörigkeiten überhaupt zustande? Wie entstehen Gefühle des Aufgehobenseins (Bion)?

- Kann man sich zugehörig fühlen ohne selbst dazuzugehören? Kann man sich zugehörig fühlen, ohne hinreichend die Sprache der dort Anwesenden zu sprechen (z.B. Migrantentreffpunkte, Kantinen) oder ohne über das intrinsische/implizite Wissen und Können zu verfügen, über das nur die „Eingeweihten“ verfügen. Verkörpern solche Orte ein Stück weit auch familiäre Phantasmen, die mit eigenen positiven oder ambivalenten Erfahrungen in der Herkunftsfamilie verbunden sind?

Hat Zugehörigkeit auch mit der

eingenommenen Perspektive zu tun (Bin ich Zuschauer oder bin ich selber mittendrin?)

- Wie kommt es, dass man sich fremd fühlen kann an Orten, die einem aufgrund der eigenen Sozialisation vertraut sein müssten (z.B. ein Kirchengebäude, eine Universität, ein Museum, die Demo am 1. Mai)?

- Handelt es sich beim Aneignen des Gemeinsamen um etwas, das in etwa dem entspricht, was H.J. Rheinberger als „epistemisches Ding“ (Rheinberger 2006 (2001)) beschreibt, etwas das einerseits in seinem „Noch-nicht“ volatil und unfassbar ist und sich andererseits in herkömmlichen familialistisch orientierten Begrifflichkeiten nicht mehr adäquat beschreiben lässt? Es fehlen sozusagen die Worte um das Neue zu beschreiben.

Es gäbe drei Formen der Korruption des Gemeinsamen: die Familie, die Fabrik und die Nation (Poulantzas), die so etwas wie eine „natürliche Solidarität“ vorgaukelten (vgl. Hardt / Negri (Hardt and Negri 2010 (2009))).

Die Vorbereitungsgruppe landet danach irgendwie bei Margret Mahlers Konzept der Wiederannäherungskrise, der gemäss das Kind sich intermittierend immer wieder der überdauernden Präsenz der Mutter versichern muss, um auf diese Weise die Evidenz ihres möglichen Verschwindens zu widerlegen. Ist es mit der Solidarität wie mit dem Pfeifen des Kindes im dunklen Wald? Inwiefern gibt es eine Parallele zur Aneignung des Gemeinsamen und zum Schwinden der Solidarität?

Hier hat der Protokollant offensichtlich den Faden verloren.

Weiterführende Literatur: Dietmut Niedecken, Szene und Containment, Wilfred Bion und Alfred Lorenzer, Kulturanalysen.

### **3. Vorbereitungssitzung vom 14. Februar 2018**

(E.O. Graf, F. Grob, K. Mutter)

Motto: „Der einzige Zugang zu uns selbst erfolgt über die Geschichten, in die wir verstrickt sind. Der Zugang zu den andern Menschen erfolgt über die Geschichten, in die diese verstrickt sind.“ Wilhelm Schapp, S.136

Wohin wird die Diskussion führen? Wie findet die Arbeitsgruppe ihre Themen? Woran kann sie heute andocken? Jeder spricht Themen an, die ihn gerade beschäftigen (Familiengeschichten, Befindlichkeiten, Tagesaktualitäten, Lektüren, besondere Ereignisse) – sozusagen die „Tagesreste“ aus denen sich der narrative Stoff für die weitere Diskussion ergibt.

### **Institutionen als Sinnstifter**

Die Familie als primäre Sozialisationsinstanz übernimmt für Kinder und Jugendliche wesentliche Orientierungs- und Sinnstiftungsfunktionen. Sie antwortet darauf, wie Heranwachsende sich als „in die Welt gestellt“ erfahren -> Hartmut Rosa. Die Familie schafft eine Art Pufferzone, einen „sicheren Hafen“ zur Austarierung inkompatibler Zeitrhythmen zwischen Individuum und Gesellschaft. Versagen diese Funktionen während der Pubertät und der Adoleszenz - z.B. wegen allzu rigider familiärer Zielvorstellungen – kann dies zum Gefühl einer „verpufften Adoleszenz“ (Mario Erdheim) führen, bzw. zu einem Zustand der Gleichgültigkeit und einem Gefühl des permanenten Resonanzverlustes. -> Ein Leben in der Abstellkammer -> Gregor Samsa/Kafka.

Können Institutionen Sinnstiftungsaufgaben, die von der Familie nicht (mehr) wahrgenommen werden können, ausreichend erfüllen und kompensieren (z.B. Heime, Alters- und Pflegeeinrichtungen etc.)?

Wie gehen Institutionen mit Trauer und Verlust um? Wie kann man annehmen, dass je-

mand die Behinderung seines Kindes oder das langsame Verdämmern eines Angehörigen einfach so annehmen könne? (Die Diskussion dreht sich um das sogenannte „Annahmepostulat“ in der Heilpädagogik und über die Funktion der Diagnostik, die überhaupt nichts über das je spezifische „In die Welt gestellt sein“ eines Menschen aussagt)

Sind Institutionen in der Lage so etwas wie Geborgenheit, Zugehörigkeit, Containing für die Angehörigen und die Betroffenen zu verschaffen oder werden sie zu standardisierten, gestylten Containern, bzw. postmodern aufgepeppten Bewahranstalten? (überall in der Landschaft stehen doch mittlerweile diese schönen farbigen Betonkisten)

Inwiefern sind Institutionen in der Lage mit der Zumutung umzugehen, dass sich jemand, der denkt: „Ich kann das alles nicht, was man denkt, ich müsse es eigentlich können“ trotzdem noch aufgehoben fühlen kann und nicht dauernd an den expliziten und impliziten Erwartungen und Ansprüchen der Institution scheitern muss -> Pufferzonenfunktion

These: Institutionen standardisieren Lebensräume und individuelle Lebensläufe. Unterschiede in den Befindlichkeiten und der individuellen Biografien werden verflacht. In einer Art Pervertierung des Gleichheitspostulates werden alle gleich behandelt. Personen gehen ihrer eigenen Geschichte verlustig, wenn sie die Fähigkeit zu sprechen und sich zu erinnern verloren haben. Sie entfremden sich ihrer selbst und werden gleichsam zu Aliens, zu fremden Wesen in einer (bzw. aus) einer fremden Welt.

Was gibt es vor der Sprache, was bleibt nach dem Verlust der Sprache vom Subjektstatus des Menschen übrig -> Françoise Dolto.

Kann eine Institution in einer auf sprachliche Verständigung fixierten Welt authentisch auf den Sprachverlust reagieren oder reduziert sich das Beziehungsangebot auf die routinierte Abwicklung von institutionell geregelten Tätigkeiten und Handlungen?

### **Die Ambivalenz der Institutionen**

In einer kapitalorientierten Gesellschaft erfährt das Alter einen Wertverlust. Alles wird über die Fähigkeit, Arbeit im Rahmen von Lohnarbeitsverhältnissen zu leisten definiert.

Aus der Versorgung des Alters ist mittlerweile ein profitables Geschäft entstanden; in die Unterbringung alter Menschen wird laufend Geld investiert (Bau von Altersheimen); in der Pflege wird versucht, Kosten zu sparen.

Fallen die Lohnarbeitsverhältnisse weg – durch Krankheit, Behinderung, Pensionierung – ist dies gleichbedeutend mit dem Ausscheiden aus dem Prozess sinnvoller Tätigkeiten, denn Arbeit, die kein Geld einbringt, muss aus einer konsequenten kapitalistischen Logik heraus eigentlich sinnlos sein, eine Art des blossen Tuns als ob. Will oder kann ein Mensch nicht mehr Lohnarbeit verrichten, so droht er als „Sozialschmarotzer“ stigmatisiert zu werden, welcher der noch produktiven Allgemeinheit zur Last fällt.

These: Zugehörigkeiten definieren sich immer über Leitkriterien wie Geschlecht, Ausländer, Berufstätigkeit, Bildungsstatus. Diese sind gleichzeitig Differenzkriterien, die einem sozusagen evidenzbasiert vor Augen führen, dass doch nicht alle gleich sind. Ein passagerer Zustand der Differenzlosigkeit – z.B. in der Indiskriminationsphase bei der Neuformierung einer Gruppe – führt zu einer

allgemeinen Verunsicherung, da wir doch fortlaufend gezwungen sind, Unterschiede festzustellen, die uns die Welt erklären können. Und wo wir keine Unterschiede finden, so können wir doch solche zu erfinden.

These: Die Zugehörigkeit zu einer Institution übernimmt einerseits eine sinnstiftende Funktion. Durch sie wird die Aufgabe und der Status der Person definiert. Der Preis für diese Zugehörigkeit ist andererseits das durch die Lohnarbeitsverhältnisse bedingte Erdulden- und Aushaltenmüssen von Zumutungen.

Paul Parin betont, dass sich das Ich nicht mit einer „Rolle an sich“ identifiziert, sondern mit der „Ideologie der Rolle“: Ich-Identifikationen sind nur dann möglich, „wenn der Rolle in der Vorstellung der Umwelt und des Rollenträgers ein emotionaler Wert zukommt.“ Die Identifikation mit der Ideologie einer Rolle führt auf psychischer Ebene zur Ausbildung einer „Rollenrepräsentanz“, durch die sie erst ihre spezifische psychische Qualität erlangt. (Parin, „Der Widerspruch im Subjekt“ S.114)

These: Der Verlust der institutionellen Zugehörigkeit führt zu einem Gefühl der Haltlosigkeit, der gesellschaftlichen Resonanzlosigkeit, zur Erfahrung der Geworfenheit.

Die Person verliert nicht bloss eine Rolle; der Verlust entzieht der Person auch die Möglichkeit, sich mit der Ideologie der Rolle, mit der damit verbundenen gesellschaftlichen Wertschätzung zu identifizieren.

### **Orte als Container für Geschichten**

Ältere Menschen klagen häufig, dass soziale Orte, wo man sich ganz unverbindlich und ohne Absprache treffen kann und wo man von der selbstverständlichen Gewissheit ausgehen kann, dass man dort immer jemandem begegnen könne, der

irgendwie zum „eigenen Kreis“ gehöre, immer mehr verschwänden.

Treffen sich alte Bekannte nach vielen Jahren zufälligerweise an einem Ort, den sie selten frequentieren, der ihnen aber gefällt – z.B. ein Café oder ein Restaurant in einem anderen Stadtteil – so stellt man fest, dass die alten Gruppenschemata mental immer noch aktiv sind („was macht den der, was macht denn sie, trifft ihr euch immer noch“), so als ob die Zeit stillgestanden wäre. Die mentale Gruppe bewahrt – trotz des nagenden Zahns der Zeit – immer noch die alte Frische.

Die Freude über die zufällige Wiederbegegnung ist meistens auch mit der Feststellung verbunden, dass es solche Orte wie eben diesen hier, wo man sich einfach so treffen könne, nicht mehr gäbe – obwohl es sie doch aller Evidenz nach gibt, denn sonst würde man sich hier an diesem angenehmen Ort nicht antreffen. Gleichzeitig wird der Wunsch nach einer Mehrzahl solcher Orte geäussert, wo man sich regelmässig und unverbindlich treffen könne. Nur eben – man müsste solche Treffen institutionalisieren und ihnen einen verbindlichen Rahmen geben.

Befürchten die Leute eventuell das Eingengtsein durch eine institutionalisierte Verbindlichkeit, welche erst den Rahmen für solche unverbindliche Treffen schaffen würde?

These: Alte Gruppenschemata sind mental äusserst stabil und überdauern alle real stattgefundenen Veränderungen und Epochen. Veränderungen in beruflichen, persönlichen, politischen, ortsmässigen Zugehörigkeiten der Einzelnen spielen dabei kaum eine Rolle. Alles ist wieder so wie es war. ->ECRO Zufällige Begegnungen und bestimmte Orte reaktivieren die alten

Schemata. Die von allen unterstellte Stabilität der Beziehungen ermöglicht es, Anknüpfungspunkte problemlos herzustellen: Man nimmt an, dass irgendwie alles gleich geblieben sei und die imaginäre Gruppe auch in der äusseren Realität überdauert habe.

These: Die neuen Medien begünstigen die Schaffung fluktuierender Netzwerke und beweglicher Orte, mobiler Treffpunkte. Jedoch „Zufallstreffpunkte“ lassen sich nicht einfach so institutionalisieren.

Ist es gerade das Kriterium der Zufälligkeit und der Unverbindlichkeit, welches einen solchen imaginären/utopischen Ort als angenehm und verlockend erscheinen lässt?

Würde eine Institutionalisierung dem Ort ein Stück weit seinen Reiz nehmen?

### **Orte als Andockstellen für Heterotopien**

->Michel Foucault hat den Begriff der Heterotopien eingeführt, um Gegenplatzierungen in der gesellschaftlichen Routine zu kennzeichnen, Orte, die Raum für ein jeweils Anderes schaffen. Heterotopien sind aus der gesellschaftlichen Normalität exkludierte Räume, die das aus der Norm Ausgeschlossene einschliessen und nach eigenen Regeln funktionieren lassen. Heterotopien können Andockstellen für sowohl für utopische als auch für dystopische Phantasien sein.

Inwiefern können reale Orte – auch wenn sie noch so hässlich sein mögen – immer auch ein Stück weit Vorstellungen von Heterotopien aktualisieren und Phantasmen der Zugehörigkeit begünstigen?

Beispiel: Das Migrosrestaurant, welches nicht nur Kantine für Angestellte und Arbeiter in der

näheren Umgebung, sondern auch Mittagstisch für alte Menschen und Pensionisten war, wird abgerissen. Trotz seiner Hässlichkeit war es ein Ort der Zugehörigkeit für verschiedene Gruppen, die sich dort regelmäßig trafen, ohne dass zwischen diesen Gruppen sichtbare soziale Kontakte bestanden. Trotz Hässlichkeit des Gebäudes tauchen Gefühle der Trauer und der Wut auf, dass die Migros als Institution mit einem sozialen Anspruch einen solchen Ort zerstört, der doch eine Andockstelle für unterschiedlichste Zugehörigkeit(en) war.

Beispiel: Die Imbissecke im Warenhaus – ein beliebter Treffpunkt für ein breites Publikum aus dem Quartier, fällt Umbauplänen zum Opfer. Als Ersatz wird ein Sitzplatz hingestellt, der fortan von den immer gleichen Personen okkupiert wird, die dort, da sie keine Kneipen in der Umgebung mehr besuchen dürfen, ihre Ersatzstammtische und Ersatzidyllen etabliert haben. Die „Störenfriede“ wurden mit dem restlichen Publikum aus dem unmittelbaren Bereich des Warenhauses ausgelagert, um dann mit einem dürftigen Ersatz für den Treffpunkt abgepiesen zu werden.

Beispiel: Die Kantine der Trentini, ein altes, auffälliges einstöckiges Gebäude, das früher als Schlafstätte für italienische Saisoniers gedient hatte und dann zum Treffpunkt für die pensionierten italienischen Gastarbeiter aus dem Trento wurde, an dem sie sich jeden Freitagabend trafen, fällt einem megalomanen Bauvorhaben zum Opfer. Der Ort war kaum jemandem bekannt, der keinen Bezug zu den Besuchern hatte und so

wurde dem Abriss auch kaum Beachtung geschenkt. Zwischendurch immer wieder die Frage: wo sind die alle hin, wo haben sich die Orte der Zugehörigkeit hin verlagert?

These: Orte sind komplexe sozialräumliche Gebilde, die sich nicht allein in ihrer geographischen Situierung erschöpfend erfassen lassen. Sie sind verbunden mit mentalen Phantasmen, persönlichen Vorlieben, ganzen Geschichten, die mit diesem Ort verwoben sind. Es sind Attraktoren für Zugehörigkeitsphantasien, welche dem betreffenden Ort einen spezifischen Reiz vermitteln. -> Familialismus

Wie kommen Phantasmen der Zugehörigkeit zustande, aus welchem Stoff sind sie gewoben?

Wie funktionieren sie? Welche Voraussetzungen müssen gegeben sein, um sich einem Ort zugehörig zu fühlen?

Was begünstigt Orte als mögliche Andockstellen für Phantasmen/Utopien?

In welcher Weise spielen Faktoren wie Zugänglichkeit/Nichtzugänglichkeit zusammen, um solche Orte attraktiv zu machen?

### **Lücken in der Institution als Räume der Freiheit**

These: Um in einer Institution arbeiten zu können, braucht es immer eine gewisse Reibung mit den bestehenden Strukturen (so etwas wie das Gefühl einer „Pro specie rara“ zugehörig zu sein). Fällt dieses Gefühl weg, hat die Institutionalisierung ganz

die Oberhand gewonnen, das „Besondere“ der Arbeit ist verpufft. Sie wird zur blossen Abwicklung von Routinen und standardisierten Handlungen innerhalb funktionalisierter Dienstpläne. (Dienst nach Vorschrift). Die Institution muss gleichsam die Möglichkeit eröffnen, etwas Regelwidriges im Rahmen der Institution tun zu können.

These: Institutionen perpetuieren ein Stück weit elterliche Autorität (Furcht vor dem strafenden Vater) gegen die man sich abgrenzen oder gegen die man rebellieren kann. Institutionen schaffen einen Rahmen innerhalb dessen man sich bewegen und den man verändern, unterlaufen kann (Rebellion gegen den unterdrückenden Vater).

Liegt hierin etwa das Gefühl der Verlassenheit, der „Geworfenheit“ begründet, das sich häufig erst dann einstellt, wenn jemand definitiv aus den regulären Lohnarbeitsverhältnissen entlassen ist („Pensionierungsschock“)?

These: Fällt der institutionelle Rahmen weg, ist es nicht möglich, die innerhalb der Institution geleistete Arbeit einfach so nach aussen zu verlagern. Etwas, was ich jetzt tue, ist nicht mehr das Gleiche, was es einmal war. Fällt der Rahmen der Institution weg, ist das „Gleiche“ eben nicht mehr dasselbe. Die Arbeit oder die Aufgabe wird immer durch den Kontext bestimmt. Verändert er sich, verändert sich auch die Aufgabe.

17. Februar 2018

# Bibliografie

Bauman, Z. (2014 (2001)). Gemeinschaft. Auf der Suche nach Sicherheit einer bedrohlichen Welt. Frankfurt am Main, Suhrkamp Verlag.

Bourdieu, P. (2005). Ökonomisches Kapital - Kulturelles Kapital - Soziales Kapital. Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zu Politik & Kultur 1. P. Bourdieu. Hamburg, VSA-Verlag: 49-79.

Bourdieu, P., Passeron, Jean-Claude (1971). Die Illusion der Chancengleichheit. Untersuchungen zur Soziologie des Bildungswesens am Beispiel Frankreichs. Stuttgart, Ernst Klett Verlag.

Castoriadis, C. (1984). Gesellschaft als imaginäre Institution. Entwurf einer politischen Philosophie. Frankfurt am Main, Suhrkamp Verlag.

Erdheim, M. and M. Nadig (1979). Größenphantasien und sozialer Tod. Karrieren. K. M. M. u. H. Wieser. Berlin, Rotbuch Verlag. 58: 115-126.

Eribon, D. (2016 (2009)). Rückkehr nach Reims. Berlin, Suhrkamp Verlag.

Ernaux, A., (2017). Die Jahre. Berlin, Suhrkamp Verlag.

Foucault, M.(2005). Die Heterotopien. Der utopische Körper. Frankfurt am Main. Suhrkamp Verlag.

Giddens, A. (1988). Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. Frankfurt / New York, Campus Verlag.

Graeber, D. (2011). Debt. The First 5000 Years. Brooklyn, New York, Melville House Publishing.

Graf, E. O., ; and F. Grob, ;, Eds. (2008). Arbeit und Behinderung. Schwierigkeiten in und an der Arbeitsgesellschaft. acta empirica. Gesellschaft und Behinderung. Bern, Edition Soziothek.

Graf, M. A., ; and E. O. Graf, ; (2008). Schulreform als Wiederholungszwang. Zur Analyse der Bildungsinstitution. Zürich, Seismo Verlag.

Hardt, M. and A. Negri (2010 (2009)). Commonwealth. Das Ende des Eigentums. Frankfurt am Main, Campus Verlag.

Kronig, W. (2007). Die systematische Zufälligkeit des Bil-

dungserfolgs. Theoretische Erklärungen und empirische Untersuchungen zur Lernentwicklung und zur Leistungsbewertung in unterschiedlichen Schulklassen. Bern, Haupt Verlag.

Rheinberger, H.-J. (2006 (2001)). Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas. Frankfurt am Main, Suhrkamp Verlag.

Rosa, H.(2016). Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung. Berlin. Suhrkamp.

Rothschild, B. (2009). 'Der Familiarismus' - Nachrichten vom Hinterhof der Idyllen. Psychoanalyse und Sozialpsychologie. Zürich: 22.

Schapp, W. (1985) In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch und Ding. Frankfurt am Main. Verlag Vittorio Klostermann.

Weick, K. E. (1976). "Educational Organizations as Loosely Coupled Systems." Administrative Science Quarterly.

# Die Vereinzelung der Menschen und die Aneignung des Gemeinsamen

Erich Otto Graf

## Einleitung

Ich möchte Ihnen heute anhand von fünf Punkten einige Aspekte unsere Tagungsthemas vorstellen.

- *Das Gemeinsame und seine Grenzen*
- *Institution und Handeln*
- *Stämme und Staaten*
- *Jenseits von Staat und Unterdrückung*
- *Was wir hier studieren*

## 1. Das Gemeinsame und seine Grenzen

Das Gemeinsame entsteht durch das Handeln von Menschen. Alles menschliche Handeln ist durch die Dimensionen von Raum und Zeit begrenzt. Dies gilt unabhängig davon, in welchem Ausmass sich die handelnden Menschen dessen bewusst sind.

Handeln von Menschen erfolgt immer auf dem Hintergrund einer Rahmung. Im Sinne der Denkstilsoziologie von Ludwik Fleck (Fleck 1980 (1935)) können wir sagen, es sei der Denkstil, den ein bestimmtes Denkkollektiv als Denkwang auf seine einzelnen Mitglieder ausübt. In der Diktion der operativen Gruppen würden wir sagen, diese Rahmung sei das ECRO, das „Esquema conceptual referencial y operativo“ (vgl. Graf und Sidler 1997), in der Sprache der Gruppenanalyse würden wir von der Foulkes'schen Matrix sprechen.

Die drei Konzepte sind selbstverständlich nicht deckungsgleich, aber sie konvergieren in der Vorstellung, menschliches Handeln sei als ein konkret-historisches immer eingebettet in die Zusammenhänge der handelnden Menschen. Daraus ergibt sich, dass das Handeln von Menschen niemals ausserhalb der vergesellschaftenden Zusammenhänge dieser Menschen erfolgt.

Wenn das Gemeinsame durch das gemeinsame Handeln entsteht und räumlich-zeitlich bestimmt ist, dann ist es auch durch diesen Rahmen begrenzt.

Das Gemeinsame wird also nie alles umfassen, sondern nur das, was es umfasst. Es ist in diesem Fall jeweils ein einzelnes Gemeinsames, das jetzt passiert. Das bedeutet für Menschen und Fragen, die die Menschen betreffen, dass sie manchmal in dieses jeweilige Gemeinsame einbezogen sind und manchmal nicht.

Der Grenzfall des nichteinbezogenen Einbezogenen ist die Figur des Fremden. Diese Figur funktioniert nach einem Schema, wo Menschen, die sagen, sie seien von hier, zu anderen Menschen sagen, sie seien nicht von hier, obwohl diese Menschen tatsächlich hier präsent sind.

Die Figur des Fremden ist eine kulturelle Imagination; ihre Verwendung dient dazu, ein jeweils „Eigenes“ von einem jeweils „Nicht-Eigenen“

zu unterscheiden. Die Figur des Fremden ist das Ergebnis eines Herrschaftsdiskurses. Dieses »von hier sein« wird mit einer willkürlichen historischen Tiefe begründet, die diejenigen bestimmen, die sagen, sie seien von hier. Wir lesen immer wieder in der Zeitung oder im Internet, wie dieser Mechanismus funktioniert. Solche, die sagen, sie seien von hier, haben Jagd auf Menschen gemacht, von denen sie sagen, sie sähen aus, als wären sie nicht von hier.

Bevor wir uns vorschnell über diese Börsartigkeit moralisch empören, sollten wir einen Moment innehalten und diese Denkfigur auf ganz andere Fragen unseres Alltags anwenden. Wir haben bestimmte Vorstellungen darüber, wie etwas sein soll. Das kann ganz Verschiedenes sein, etwa wie eine Spaghettisauce zu schmecken hat, wie pünktlich das Tram sein soll usw. Dabei blicken wir uns innerlich zu den vielen anderen um, denen wir unterstellen, dass sie denken wie wir.

Eine der Fragen, die uns beim Nachdenken über unsere selbstverständlichen Selbstverständlichkeiten beschäftigen sollte, ist die Frage, wie wir dazu kommen, etwas für selbstverständlich zu halten. Es entsteht ein Erkenntnisgewinnung betreffendes Problem: wir können das Selbstverständliche und

das Nicht-Selbstverständliche nur jeweils auf dem Hintergrund von Orientierungen unterscheiden, die wir im Moment dieser Unterscheidung nicht hinterfragen können. Die Feinheit der Unterscheidung ist die Kalibrierung, die darüber entscheidet, ob ein Unterschied festgestellt werden kann oder nicht.

Dass Menschen sich ihre individuelle Verschiedenheit teilen, ist ein Gemeinplatz, der allerdings heute im Zeitalter des neu aufkommenden Rassismus wieder benannt und erklärt werden muss. Wir erleben zur Zeit einen Wandel in Europa, in welchem ein Diskurs versucht, aus den verschiedenen Menschen, die gemeinsam ein Territorium bewohnen, homogenisierte Gruppen wie »Einheimische« und »Fremde« zu machen. Dieser Diskurs ist an sich ein alter, aber er hat sich im Zusammenhang damit, was als Flüchtlingskrise bezeichnet wird, verstärkt und findet zunehmende Zustimmung. Es ist also zunächst danach zu fragen, was den Menschen denn gemeinsam sei und später, was die aktuell offenbar guten Gründe dafür sind, ein Gemeinsames an ein Territorium, eine so genannte Sprache, Kultur und Herkunft zu binden.

Ich beziehe mich auf Hannah Arendt. Sie beginnt ihr Buch »Vita activa« mit folgenden Sätzen:

»Mit dem Wort Vita activa sollen im Folgenden drei menschliche Grundtätigkeiten zusammengefasst werden: Arbeiten, Herstellen und Handeln. Sie sind drei Grundtätigkeiten, weil jede von ihnen einer der Grundbedingungen entspricht, unter denen dem Geschlecht der Menschen das Leben auf

der Erde gegeben ist« (Arendt 1989, S. 15).

Das ist gewissermassen das den Menschen Gemeinsame unter Absehung ihrer Konkretheit in ihrer Geschichte und Räumlichkeit.

Unter der Tätigkeit der »Arbeit« versteht Hannah Arendt die biologischen Prozesse des menschlichen Körpers, der sich in seinem spontanen Wachstum, seinem Stoffwechsel und seinem Verfall von werdenden Naturdingen ernährt, welche durch die Arbeit erzeugt und zubereitet werden (vgl. Arendt 1989, S. 15).

Zum Prozess des Herstellens sagt Hanna Arendt: »Im Herstellen manifestiert sich das Widernatürliche eines von der Natur abhängigen Wesens, das sich der immerwährenden Wiederkehr des Gattungslbens nicht fügen kann und für seine individuelle Vergänglichkeit keinen Ausgleich findet in der potentiellen Unvergänglichkeit des Geschlechts. Das Herstellen produziert eine künstliche Welt von Dingen, die sich den Naturdingen nicht einfach zugesellen, sondern sich von ihnen dadurch unterscheiden, dass sie der Natur bis zu einem gewissen Grade widerstehen und von den lebendigen Prozessen nicht einfach zerrieben werden. In dieser Dingwelt ist menschliches Leben zuhause, das von Natur in der Natur heimatlos ist; und die Welt bietet Menschen eine Heimat in dem Masse, in dem sie menschliches Leben überdauert, ihm widersteht und als objektiv-gegenständlich gegenübertritt« (Arendt 1989, S. 15). Somit ist die Grundbedingung des Herstellens die Weltlichkeit, also die Angewiesenheit der menschlichen Existenz auf Gegenständlichkeit und Objektivität.

Das Handeln ist für Hannah Arendt die einzige menschliche Tätigkeit, die sich zwischen den Menschen ohne die Vermittlung von Materie, Material und Dingen abspielt. »Das Handeln bedarf einer Pluralität, in der zwar alle dasselbe sind, nämlich Menschen, aber dies auf die merkwürdige Art und Weise, dass keiner dieser Menschen je einem anderen gleicht, der einmal gelebt hat oder lebt oder leben wird« (Arendt 1989, S. 15).

Nach Hannah Arendt sind allen Menschen die drei Grundtätigkeiten Arbeiten, Herstellen und Handeln gemeinsam. Sie erscheinen bei ihr als noch vor jeder Geschichte zu sein, wenngleich sie sich nur als historische, als örtliche und zeitlich gebundene Tätigkeiten beschreiben lassen.

Dazu gehört das Schaffen des öffentlichen Raums, der als ein öffentlicher allen zugänglich ist.

»Das Wort 'öffentlich' bezeichnet zwei eng miteinander verbundene, aber doch keineswegs identische Phänomene: Es bedeutet erstens, dass alles, was vor der Allgemeinheit erscheint, für jedermann sichtbar und hörbar ist, wodurch ihm die grösstmögliche Öffentlichkeit zukommt. Dass etwas erscheint und von anderen genau wie von uns selbst als solches wahrgenommen werden kann, bedeutet innerhalb der Menschenwelt, dass ihm Wirklichkeit zukommt. Verglichen mit der Realität, die sich im Gehört- und Gesehenwerden konstituiert, führen selbst die stärksten Kräfte unseres Innenlebens – die Leidenschaften des Herzens, die Gedanken des Geistes, die Lust der Sinne – ein ungewisses, schattenhaftes Dasein, es sei

denn, sie werden verwandelt, gleichsam entprivatisiert und entindividualisiert, und so umgestaltet, dass sie für öffentliches Erscheinen geeignete Form finden.

(...)

Die Gegenwart anderer, die sehen, was wir sehen und hören, was wir hören, versichert uns der Realität der Welt und unser selbst; und wenn auch die vollentwickelte Intimität des privaten Innenlebens, die wir der Neuzeit und dem Niedergang des Öffentlichen zu danken haben, die Skala subjektiven Fühlens und privaten Empfindens aufs höchste gesteigert und bereichert hat, so konnte diese Intensivierung naturgemäss nur auf Kosten des Vertrauens in die Wirklichkeit der Welt und der in ihr erscheinenden Menschen zustande kommen (...)

Der Begriff der Öffentlichkeit bezeichnet zweitens die Welt selbst, insofern sie das uns Gemeinsame ist und als solches sich von dem unterscheidet, was uns privat zu eigen ist, als dem Ort, den wir unser Privateigentum nennen. Doch ist dies weltlich Gemeinsame keineswegs identisch mit der Erde oder der Natur im Ganzen, wie sie dem Menschengeschlecht als ein begrenzter Lebensraum und als Bedingtheit seines organischen Lebens angewiesen sind. Die Welt ist vielmehr sowohl ein Gebilde von Menschenhand wie der Inbegriff aller nur zwischen Menschen spielender Angelegenheiten, die handgreiflich in der hergestellten Welt zum Vorschein kommen. In der Welt zusammenleben heisst wesentlich, dass eine Welt von Dingen zwischen denen liegt, deren gemeinsamer Wohnort sie ist, und zwar in dem gleichen Sinne, in dem etwa ein Tisch zwischen denen steht,

die um ihn herum sitzen; wie jedes Zwischen verbindet und trennt die Welt diejenigen, denen sie jeweils gemeinsam ist« (Arendt, S. 49 & 52).

Diese lange Passage macht deutlich, dass alles, was wir Menschen von uns und der Welt wissen durch unser Tätigsein wissen. Wir können in den Worten von Hannah Arendt auch sagen, dass dies Arbeiten, Herstellen und Handeln sind. Dieses Tätigsein schreibt sich in die beiden grossen Register Sexualität und Ökonomie ein. Es geht um die Kontinuierung der einzelnen Menschen über ihre eigene Lebenszeit hinaus und um das Organisieren der dafür nötigen Energie. In der Praxis gehen die Menschen Beziehungen ein, die zu bestimmten Figurationen oder Vergesellschaftungsformen führen.

## **2. Institution und Handeln**

Mit dem Begriff der Institution wählt die britische Anthropologin Mary Douglas einen anderen Zugang zum Gemeinsamen. Institutionen sind Schablonen für unser Handeln. Douglas sagt, dass Institutionen ihre Gestalt aufrichten und bewahren, indem sie sich in Vernunft und Natur verankern. Institutionen zeigen, dass es so sein muss, wie es ist und dass es nicht vernünftig wäre, sich dagegen zu stellen. Unsere gesellschaftlichen Orientierungen sind alle institutionalisiert. Wenn durch kulturelle Veränderungen die Verankerung des Institutionalisierten fragwürdig wird, dann entsteht ein intellektuelles und emotionales Durcheinander (vgl. Douglas 1991 (1986), S. 181).

Zwei Beispiele für dieses Auseinanderbrechen von in-

stitutionalisierten Orientierungen mögen dies deutlich machen. Das eine betrifft die Definition von Geschlecht, das andere die Definition von Arbeit und Freizeit.

a. Die 800m Sprinterin Caster Semenya rennt schneller als die meisten anderen Frauen auf der Welt. Sie wurde mit einem Y-Chromosom geboren. Ihr Körper produziert deshalb sehr viel Testosteron. In den Medien wird die Frage gestellt, ob Caster Semenya eine „richtige Frau“ sei. Die Internationale Athletikvereinigung (IAAF) wie auch wissenschaftliche Studien beschäftigten sich mit diesem Fall von sogenanntem „Hyperandrogenismus“, was die Einführung neuer Regeln zur Folge hatte (z.B die Testosteronwerte durch Medikamente zu senken), die aber vor dem Sportschiedsgericht TAS angefochten wurden. Am Fall Semenya lässt sich zeigen, dass sich die Menschheit weniger eindeutig in «Mann» und «Frau» trennen lässt, als es die Sportverbände gerne hätten. Es besteht eine Art Kontinuum mit Frauen, die wie Männer X- und Y-Chromosomen haben, die nach der Pubertät viel Testosteron produzieren und dies z.B in der Leichtathletik nutzen können. Semenya will als Frau laufen. Ihr Drama ist, dass sie zu schnell zu gut wurde. Seither ist Intersexualität auch im Sport ein Thema.

In dieser Debatte deutet sich an, dass es um mehr geht als um die Problematik der dichotomen Anschrift von Garderoben und Toiletten. Es geht um die Auflösung eines Grundpfeilers unseres Orientierungssystems. Wir wissen nicht so genau, wie wir eine neue Orientierung gewinnen können.

b. Eine andere Art der Institutionalisierung ist das Verständnis von Arbeit und Freizeit. Es ist eine relativ junge Institutionalisierung, die sehr viel mit dem Fordismus zu tun hat. Ab den dreissiger Jahren des 20. Jahrhunderts ist die Freizeit und damit auch der Tourismus und die Ferien für eine Vielzahl von Menschen zugänglich geworden. Vorher waren Reisen und Ferien weitgehend Privilegien der Oberschicht. Damit ist nicht nur eine neue Industrie entstanden. Es ist auch eine Vorstellung davon entstanden, wie Arbeit und Freizeit zu trennen sind. Die Selbstdefinition der Menschen über ihre sogenannten Freizeitbeschäftigungen hat zugenommen. Zusammen mit dieser Entwicklung hat sich auch die Altersproblematik entwickelt. Mit 65 Jahren ist für die Männer Schluss, für die Frauen unbegreiflicherweise etwas früher. Die Trennung von Arbeit und Nicht-Arbeit ist seit ungefähr 20 Jahren immer unschärfer geworden und hat sich mit der Einführung des so genannten »home-office-Tätigkeit« vollständig aufgelöst. Damit verändern sich die Strukturierung des Alltags und lebenszeitlich die Trennung von Arbeit und Alter. Erneut geraten so „selbstverständliche“ Orientierungen ins Wanken. Seitdem die Auseinandersetzungen über den Klimawandel zugenommen haben, sind Ferienflüge in Kritik geraten. Es findet ein moralisierter Kampf darüber statt, wer denn überhaupt noch fliegen kann, wenn Fliegen wieder teurer werden sollte. Sollte Fliegen teurer werden, dann wird es den Reichen vorbehalten sein. Die Fiktion der Gleichheit, die der Fordismus über die Förderung des privaten Konsums zur

Spaltung der Arbeiterbewegung eingeführt hat, löst sich in Wolken von CO2 auf.

### 3. Stämme und Staaten

Anhand der „vermännlichten“ Sportlerin haben wir gezeigt, wie die bisherige Geschlechterorientierung ins Wanken gerät. Unsere patriarchalische Sozialstruktur ist vom dichotomen Geschlechterdenken durchdrungen. Familiencluster ergeben Clanstrukturen, die wieder in Stammesstrukturen konvergieren. Zentral für diese Art der Organisation ist die damit verknüpfte Geschlechtertrennung und die dabei geltenden Heiratsregeln, welche die Verwandtschaftsbeziehungen regeln.

Diese Strukturierung verändert sich mit der Staatenbildung in Europa unter dem Absolutismus und wird schliesslich mit den Forderungen der französischen Revolution und der Anerkennung der allgemeinen Menschenrechte obsolet. Menschen sind ab jetzt frei geboren und stehen in einem direkten Verhältnis zum Staat. Heute stehen alle Kinder in einem direkten Verhältnis zum Staat und sind gleichgestellt, unabhängig davon, ob sie ehelich oder nichtehelich geboren sind.

Dieser zunehmenden individuellen Freiheit steht eine immer grössere staatliche Kontrolle gegenüber, während in vormodernen Kulturen alle sozialen Fragen innerhalb der Familien, des Clans oder des Stammes geregelt wurden.

Die Entstehung des modernen Individuums ist nicht von der Entstehung des modernen Staates zu trennen (exemplarisch dazu: Die Zivilisationstheorie von Norbert Eli-

as 1977/1982) Dies bedeutet, dass sich in Europa eine parallele Entwicklung zwischen dem Aufbau des Staates und der individuellen Autonomie abspielt. Damit hat Norbert Elias einen interessanten Gedanken postuliert. Dieser geht davon aus, dass die innerpsychischen Strukturen von Menschen nicht unabhängig von den sozialen Figurationen sind, die diese Menschen gestalten. Im Sinne der Theorie von Norbert Elias würde sich damit eine einfache Reduktion und Kausalität des einen auf den anderen Aspekt von Menschsein verbieten. Menschen sind bio-psycho-soziale Wesen, wie das Edgar Morin vorgeschlagen hat (vgl. dazu Morin 2001).

Die Ethnopsychanalyse kann zeigen, dass in anderen Kulturen Momente des psychischen Apparates, die in unserer Kultur beim Individuum festgemacht sind, der Gruppe übertragen werden. Vergesellschaftung hat also etwas damit zu tun, wie Menschen innerpsychisch strukturiert sind und wie sie sich untereinander strukturieren. Wir sind mehr voneinander abhängig, als uns dies oft bewusst ist. Geht man von einem solchen Wechselspiel aus, dann werden viele Argumente unserer kulturellen Orientierungen schwierig, z.B. das Argument, dass Menschen als Individuen für ihre Handlungen alleine verantwortlich seien.

Sobald man das Bild einer aus „Bauklötzen“ zusammengesetzten Gesellschaft aufgibt und sich dem Gedanken sozialer Figurationen annähert, erfahren viele der bisherigen Bewertungsschemata Risse oder brechen auf. Die Folge ist eine beim Individuum sich einstellende Spannung, dass die

Welt nicht so funktioniert, wie das Individuum sich vorstellt, dass die Welt funktionieren sollte. Die Soziologie nennt eine Gesellschaft, in deren Kultur sich solche Phänomene häufen, anomisch. Anomie kann sich in vielerlei Phänomenen zeigen, wie psychischen (manchmal auch somatischen) Erkrankungen, in Fremdenhass und in Verschwörungstheorien. Immer wenn die statistischen Messwerte solcher Phänomene über die Zeit hinweg einen Anstieg zeigen, dann ist dies aus der Sicht der Soziologie ein Hinweis auf ein Prekärwerden der gemeinsam angeeigneten Orientierungshorizonte.

#### **4. Jenseits von Staat und Unterdrückung**

Gesellschaften, die ein Surplus erarbeiten, kennen einen Klassenkonflikt

(vgl. dazu Touraine 1976): deshalb braucht eine in Klassenkonflikte verstrickte Gesellschaft eine diese Konflikte regulierende Instanz. Diese Instanz ist der Staat.

Seit wir von der Existenz von Staaten wissen, ist ihre Autorität geheiligt. Die ersten Herrscher waren selbst Götter oder Abkömmlinge von Göttern. Auch Monarchien berufen sich heute noch auf Gott, z.B. lautet der Wahlspruch des englischen Königshauses »Dieu et mon droit«. Auch die Verfassung der Schweiz beruft sich in ihrer Präambel auf Gott - mit dem Satz »Im Namen Gottes des Allmächtigen! Das Schweizervolk und die Kantone, in der Verantwortung gegenüber der Schöpfung, ...« (<https://www.admin.ch/opc/de/classified-compilation/19995395/index.html#a8> / Abfrage 24. 4. 2019).

Trotz Aufklärung und modernem Denken ist der Grund-

satz der patriarchalen abrahamitischen Religion des Christentums nicht aus unserem politischen Alltag wegzudenken. Staaten sind, gleich in welcher Ausgestaltung sie sich uns präsentieren, immer Instrumente der Unterdrückung. Ihre Gesetze sind Gesetze, welche die Herrschaft erhalten und die Machtverteilung zementieren. Im Laufe der letzten Jahrhunderte haben die Menschen immer wieder für ihre Rechte gekämpft. Alle demokratischen Rechte sind über den Weg des bewaffneten Kampfes errungen worden. Dieser Umstand wird in der Geschichtsschreibung der Herrschenden in der Regel ausgeblendet, ausser wenn es um die Rechtfertigung der eigenen Mythologie geht. Alle, die die Schweizergeschichte kennen, wissen vom heldenhaften Kampf der Eidgenossen gegen die »fremden Vögte«, die allerdings zu jener Zeit Menschen waren, die wir heute selbstverständlich als »Schweizer« bezeichnen würden. Die habsburgisch-österreichischen Kämpfer bei der Schlacht am Morgarten waren Soldaten aus Zürich, Winterthur und dem Aargau, woher die Habsburger schliesslich stammten.

Stammesgesellschaften werden heute bei der Suche nach Alternativen zu allmächtigen staatlichen Bürokratien oft idealisiert. Immer wieder hört man, dass nur Stämme überleben werden. Es kann sein, dass nach apokalyptischen Szenarien, die heute weniger wirklichkeitsfremd erscheinen als noch vor einigen Jahrzehnten, erneut stammesartige Gebilde entstehen.

Das Grundproblem solcher Überlegungen liegt allerdings beim Konzept des »Überlebens«:

Menschen leben, sie überleben nicht. Die Vorstellung von Überleben trägt stets eine in die Vergangenheit blickende Orientierung in sich. Sie ist geprägt vom Bild des Verlustes und der Vorstellung, dass man wenigstens »noch lebt«. Es ist dies eine leicht nachvollziehbare Vorstellung für Menschen, die der Shoa oder einem Krieg entkommen sind, die versuchen, »ihr Land« wieder aufzubauen, »ihre Lebensweise« wieder zu beleben.

Die Schwierigkeit der aktuellen Weltgesellschaft ist jedoch ganz anderer Art. Die Menschen haben seit jener Zeit, die wir die »industrielle Revolution« nennen, mit Hilfe der modernen Wissenschaft etwas begonnen, das man mit einem Bonmot des französischen Soziologen Bruno Latour das Auswandern des Laborexperimentes aus dem Labor in die sogenannte Welt nennen könnte (vgl. dazu u. a. Latour 2001). Die Vergesellschaftungsform des Kapitalismus hat die bis ins 18. Jahrhundert voneinander abgegrenzten Ökologien der verschiedenen Kulturen heute weitgehend zusammenschlossen und vereinheitlicht. Der römische Flottenbau hat in den punischen Kriegen durch die rasante Abholzung dazu beigetragen, die heute von uns so bewunderte Mittelmeerlandschaft in Italien hervorzubringen. Dies war zwar ein Eingriff, der die Landschaft verändert hat, der aber keine wesentlichen Auswirkungen auf Fauna und Vegetation in Zentralasien hatte.

Heute, im Zusammenhang mit Klimaerwärmung und Wetterveränderungen, lässt sich dies

nicht mehr sagen; die Auswirkungen sind weltweit. Ähnliches lässt sich über die Ausbreitung von Plastik sagen. Die Polymerchemie ist

knapp hundert Jahre alt; Plastik wurde 1951 im Labor „erfunden“. Heute sind Plastikabfälle in allen Meeren in einem lebensbedrohlichen Ausmass zu finden.

Diese beiden Beispiele mögen zeigen, was mit der Auswanderung der Laborexperimente gemeint ist. Die einst als universalistisch gedachte moderne Naturwissenschaft, die im Kampf gegen die feudalistischen Systeme und die Religion eingesetzt wurde, hat im Rahmen ihres Gebrauchs in der kapitalistischen Wirtschaft zu Effekten geführt, welche universell wirksam geworden sind (Klimawandel, Umweltzerstörung, Verminderung der biologischen Artenvielfalt etc.). Hingegen sind die bestehenden rechtlichen Systeme nationalstaatlich verfasst. Das bedeutet, dass lokale Vergesellschaftungsformen sich als »Völker« oder »Nationen« verstehen, die sich gegenüber »anderen Völkern und Nationen« als selbständig und autonom verstehen. Diese Vorstellung von quasiautonomen Einheiten, die nur sich selbst zu Rechenschaft verpflichtet sind, klammert alle heute weltweit relevanten Fragen aus, da es keinen weltweiten Staat und damit keine weltweit rechtlich sanktionierte Gewalt gibt. Diese Fragen können nur ausserhalb der bestehenden rechtlichen Systeme diskutiert werden. Die Folgen dieses Zustandes sind für die Weltgesellschaft unabsehbar.

### **5. Was wir hier studieren**

In dieser auseinanderdriftenden und uns vereinzeln-

Welt fragen wir uns nach dem Gemeinsamen entlang den Phasen menschlichen Lebens.

Das gemeinsame Nachdenken werden wir mit Hilfe des Settings der operativen Gruppen angehen. Operative Gruppen sind Gruppen, die sich bei der Lösung der ihnen sich stellenden Aufgaben auch mit der Frage der Führung der eigenen Gruppe auseinandersetzen. Sie stellen so eine Vergesellschaftungsform dar, die sich über die Metapher eines Möbiusbandes imaginieren lässt. (Das Möbiusband ist eine Fläche, die nur eine Kante und eine Seite hat, die nicht orientierbar ist, man kann nicht zwischen innen und aussen und oben und unten unterscheiden (<https://de.wikipedia.org/wiki/M%C3%B6biusband> / Abfrage 23. 4. 2019).

Alle Menschen tragen ihre eigene Geschichte in sich. Diese Geschichte ist in sich eine Geschichte von Lernen und Werden dieser Menschen. Jede Lebensgeschichte ist eine Geschichte einer schier unendlichen Anzahl von gruppalen Erfahrungen, welche Menschen gemacht haben und die sie prägen.

In jeder Gruppe treffen diese verschiedenen Geschichten aufeinander. Es gehört zu den Aufgaben einer jeden Gruppe, sich im Hinblick auf die Heterogenität der diese Gruppe ausmachenden Menschen so zu koordinieren, dass die manifeste Aufgabe lösbar wird. Diese wird durch die Information der jeweiligen Referent\*innen angestossen.

### **Bibliografie**

- Arendt, H. (1989). *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. München, Piper.
- Douglas, M. (1991 (1986)). *Wie Institutionen denken*. Frankfurt am Main, Suhrkamp Verlag.
- Elias, N. (1977). *Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*. Erster Band. *Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes*. Frankfurt am Main, Suhrkamp Verlag.
- Elias, N. (1982). *Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*. Zweiter Band. *Wandlungen der Gesellschaft. Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation*. Frankfurt am Main, Suhrkamp Verlag.
- Fleck, L. (1980 (1935)). *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Theorie vom Denkstil und Denkkollektiv*. Frankfurt am Main, Suhrkamp Verlag.
- Graf, E., Otto, and A. Sidler (1997). "Zum Konzept der operativen Gruppe – eine Skizze." *Journal Sondernummer. Zur Theorie und Praxis der operativen Gruppe*. Psychoanalytisches Seminar Zürich: 51 - 63.
- Latour, B. (2001). *Das Parlament der Dinge. Für eine politische Ökologie*. Frankfurt, Suhrkamp.
- Morin, E. (2001). *Die sieben Fundamente des Wissens für eine Erziehung der Zukunft*. Hamburg, Reinhold Krämer Verlag.
- Touraine, A. (1976). *Zehn Ideen zu einer Soziologie. Was nützt die Soziologie*. A. Touraine. Frankfurt am Main, Suhrkamp: 52 - 89.

# “Spielgruppen – eine Untersuchung. Gruppenaspekte besser verstehen”

## **Abstract:**

Die Information bezieht sich auf die Begleitung zweier Spielgruppen für Kinder (ab 3 Jahren bis Eintritt Kindergarten) im Treffpunkt eines städtischen Quartiers. Im Auftrag der Spielgruppenleiterinnen „verfolgten“ der Referent / die Referentin die Kindergruppen während eines Jahres. Aufgrund von Feldbeobachtungen erstellten sie kommentierte Protokolle, welche mit den Spielgruppenleiterinnen diskutiert und reflektiert wurden. In Absprache mit den Spielgruppenleiterinnen wurde versucht, mit den Beobachtungen und den Diskussionen auf die gruppenle Entwicklung zu fokussieren und im Austausch ein gruppenle Verständnis und Vokabular zu erarbeiten. In diesem Prozess befasste sich die Austauschgruppe auch immer wieder mit der Frage, wie ein herkömmlich auf individuelle Verhaltensdifferenzen ausgerichtetes Beobachten Prozesse der Exklusion begünstigt und wie eine förder- und kompetenzorientierte Spielgruppenpädagogik mit einem gruppenle Verständnis kollidiert oder dadurch bereichert wird.

## **Sozialräumlicher und thematischer Rahmen**

Unsere Information bezieht sich auf eine Erfahrung, in die wir immer noch involviert sind - die Räumlichkeiten dieses Zentrums verorten diese Erfahrung. Das Breitezentrum bzw. der *Treffpunkt Breite* ist ein *sozialräumlicher Ort*, gleichzeitig ein *Contai-*

*ner verschiedener Angebote und Institutionen*, die ihre Aktivitäten hier entfalten: Quartiermittagessen, Treffpunkt für Eltern und Kind, Bewegungsgruppe für ältere Menschen, Quartierpalaver etc. Das Zentrum reflektiert die verschiedenen Bedürfnisse der Quartierbewohner. Es bietet aber auch Raum für verschiedene Vorhaben von ausserhalb – wie es aktuellweise unsere *Tagung* darstellt.

Der *Treffpunkt* wird von einem Verein getragen und hat zwei Personen, die sich in die Leitung teilen, angestellt. Unterschiedliche Aufgaben, gruppenle Erfahrungen, familiäre und institutionelle Referenzschemata überschneiden sich also hier - wir können sagen, dass verschiedene Gruppenerfahrungen an diesem Ort wie in einem Prisma gebündelt werden.

Mit unserer *Information* beziehen wir uns auf *Spielgruppen*, die ebenfalls in diesem Zentrum ihren Ort haben und zugleich beziehen wir uns auf die *Projektgruppe*, welche die über die Spielgruppen gewonnenen Erfahrungen sammelte und reflektierte – diese Projektgruppe hat sich dann in einer zweiten Phase die Aufgabe gestellt, die Erfahrungen in Form einer Broschüre zu dokumentieren. Diese Broschüre ist noch am Entstehen – durch die *erweiterte Aufgabe* (der Herstellung einer Broschüre) hat sich die Projektgruppe ebenfalls erweitert.

Neben uns, die diese Information vorbereitet haben, sitzen auch *Betina Eriksen* und *Theres Hammel* hier an der Tagung – sie sind die beiden Spielgruppenleiterinnen, die massgebend im Projekt beteiligt sind. Zu erwähnen ist noch, dass die Projektgruppe mit der Zeit ihr Interesse nicht nur auf die Spielgruppen richtete, sondern auch *sich selbst als Gruppe* verstehen wollte - verstehen, was *mit ihr als Gruppe passiert*: Unter anderem hat es sich ergeben, dass der Protokollant der Sitzungen nicht einfach Beschlüsse festhielt, sondern auch als Beobachter des Gruppengeschehens via das Protokoll der Projektgruppe Rückmeldungen in Form von Fragen und Deutungen gab, die bei der nächsten Sitzung aufgenommen werden konnten. Wir meinen, dass wir so die *Rolle des Beobachters* im Sinne eines tragenden *Elements des Konzepts der operativen Gruppen* modifiziert und integriert haben.

Wie sind wir zu dieser Projektgruppe geworden/ gekommen? Auf was bezieht sich diese Projektgruppe? Da gehen wir ins Jahr 2015 zurück : Wir erhielten damals von den beiden Spielgruppenleiterinnen eine Anfrage, ob wir als pensionierte Fachkräfte sie unterstützen könnten im Zusammenhang mit schwierigen Kindern. Wir trafen uns und im gemeinsamen Gespräch verschob sich dann der individuelle Fokus der Anfrage, einzelne Kinder zu beobachten und zu beur-

teilen, auf die *Frage nach der Gruppenentwicklung*.

Im August 2015, zu Beginn des Spielgruppenjahres, wurde dann schriftlich festgehalten, dass wir *Gruppenaspekte als Qualitätsmerkmale* verstehen und wir davon ausgehen, dass - wenn diese besser verstanden würden - sie Anhaltspunkte zur *Qualitätserfassung* und *-verbesserung* in Spielgruppen liefern können.

Also, *3-4jährige Kinder* kommen in einer Spielgruppe *neu zusammen*: Wir destillierten unter anderem folgende Fragen heraus: Wie meistert eine Kindergruppe diesen *Anfang*? Wie *formiert* sich die Gruppe im Laufe der *Zeit*? *Wie geht es der Gruppe*? Welche *Atmosphäre* kreiert sich darin? Was passiert in der Gruppe an *Kommunikation und Kooperation*? Welche *Sachbezüge* sind zu beobachten? Was kann über die *Gruppenzugehörigkeit* ausgesagt werden? Das als einige Ausgangspunkte.

Im Auftrag der Spielgruppenleiterinnen begleiteten und beobachteten wir in der Folge als *Feldbeobachter/in* zwei Kindergruppen während des Jahres 2015 / 2016 - also über ein ganzes Spielgruppenjahr hinweg. Wir besuchten die beiden Gruppen je an acht Vormittagen und erstellten *Protokolle*, die wir als Beobachter mit *Fragen und Kommentaren* versahen. Aufgrund unserer Hintergründe ergaben sich begrifflich unter anderem Bezüge zum Konzept der *operativen Gruppe* und zu *sozialgeographischen Ansätzen*. Die Protokolle haben wir den Spielgruppenleiterinnen elektronisch zugestellt - später tra-

fen wir uns zur gemeinsamen *Diskussion und Reflexion*.

Wir waren nun also einerseits befasst mit dem *Gruppenprozess der Kinder*, dem *Leben der Spielgruppen* - andererseits involviert in den *Gruppenprozess*, der sich in der *Austauschgruppe der Feldbeobachter und der Pädagoginnen / den Spielgruppenleiterinnen* ergab. Wir begegneten uns also in je verschiedenen Rollen. Die *Feldprotokolle* stellten eine *Information* dar, die natürlich von jedem der vier Teilnehmenden verschieden gelesen wurde.

Zwar hatten wir uns die *Frage nach der Gruppenentwicklung* zur Aufgabe gemacht, aber in den Protokollen wie auch den *Austauschsitzungen* stellten sich immer wieder *Fragen nach der familiären Gruppe* eines individuellen Kindes und was diese *familiäre Gruppe* mit dem individuellen Verhalten in der Spielgruppe zu tun habe; die *familiäre Gruppe mit ihren Referenzen* war also nicht auszuklammern. Gleichzeitig stand die Herausforderung, wie die Kinder dazu kommen, sich ausgehend vom *Referenzschema der Familiengruppe* ein neues anzueignen, das *Referenzschema Spielgruppe*.

*Zwei Kinder* tauchten diesbezüglich in der Reflexion immer wieder auf - gaben viel zu diskutieren - wir versuchten zu verstehen, wie diese beiden Kinder ihren Weg, die *Ablösung* von der Mutter und die *Integration* zusammen mit der jeweiligen Gruppe meisterten. Diese beiden Kinder präsentierten sich in ihrem Verhalten sehr gegensätzlich, wie sie die gleiche Aufgabe, nämlich

das *Zurechtfinden* in der Gruppe, gestalteten.

Es ging einerseits um einen Knaben, dessen Verhaltensweise in der Spielgruppe als sehr laut, aktivistisch, aufseherregend, widerspenstig, trotzig charakterisiert werden konnte, er weinte oft verzweifelt - andererseits ganz anders ein Mädchen, das in der Spielgruppe als leise, still, stumm erlebt wurde, das sich, sobald die Gruppe nicht geleitet wurde, einen Platz nahe bei der Tür suchte und dort abgegrenzt für sich spielte.

Gemeinsam war den beiden, dass sie beide *ihre Zeit, ihre eigene Zeit* brauchten, um sich in der Gruppe zu bewegen, den Raum vielfältig zu nutzen. Sie überschritten die üblichen Zeitvorgaben und Vorstellungen einer sog. *Eingewöhnungsphase* oder eines *Eingewöhnungsprogramms*.

Die anderen Kinder der Gruppen schienen das Verhalten der beiden zu verstehen, sie tolerierten, dass diese beiden wochenlang verharrten in ihren Verhaltensweisen und direkten Kontakt mit ihnen verweigerten. Sie nahmen Anteil, beobachteten, schienen zu wissen, von was die Rede ist, gingen in den Prozessen mit; sie respektierten, wenn die Leiterinnen, die zwar die ganze Gruppe im Auge hatten, gleichzeitig ihren Fokus aber sehr viel und immer wieder auf dieses Kind in Not, das Kind, das mit *Abschieds-Ablösungs-Trennungsschmerz* rang, ausrichteten. Wir stellten uns die Frage, ob die *Kindergruppen als Ganze* die Aufgabe der Ablösung auch anhand dieser Kinder, die den Erwachsenen so viel zu reden gaben, bewältigten? Sind solche Kinder *stellvertretend wichtig* für

eine ganze Kindergruppe? Nutzen die Kinder die Spielgruppe in diesem Sinn als Übergangsraum?

Für die *Pädagoginnen* bedeutete das *situative Mitgehen* mit diesen Kindern und der Gruppe, dass viel *Spannung* ausgehalten werden musste. Das Nicht-Wissen, wie lange die Übergangs- und Einlebenszeit bei diesen beiden Kindern wohl noch dauert, war anstrengend. In der Austauschgruppe erfolgte immer wieder ein *Ringenum Verstehen* - auch manchmal das Gefühl von Treten an Ort. Ist das Kind, das so tobt und schreit, tragbar in der Gruppe, kommt dabei die Gruppe zu kurz? Wie lange können sie, die *Pädagoginnen* das durchtragen? Was bedeutet im konkreten Fall die Regel, dass nach den Herbstferien ein Kind ohne elterliche Unterstützung im Raum auskommen sollte? Oder soll man ein Kind zurückstellen...? Wie ist die Gruppe der Eltern zu denken? Verhalten sich die Eltern gegenüber dem Spielgruppenprogramm hinderlich oder gar feindlich? Stehen die Spielgruppenleiterinnen in Konkurrenz zu ihnen? Sind die Eltern ihre Rivalen? Wann können sich die Eltern endlich zurückziehen?

Auch für die *Feldbeobachter* war es nicht einfach, die *gruppale Spur* in der Beobachtung aufrechtzuhalten und weiter zu verfolgen - es wäre ein leichtes gewesen, auf eine störungsorientierte Beobachtung umzustellen, bzw. dahinein zu kippen: Hat der Knabe ein Problem mit seiner Mutter oder hat sie eine zu enge Bindung an das Kind; bestehen Kommunikationsprobleme; ist eine Entwicklungsverzögerung zu

verzeichnen? Sollte das Mädchen auf die Diagnose Mutismus oder gar ein Trauma abgeklärt werden?

Die *Austauschgruppe* - so kann man wohl sagen - „rieb“ sich an diesen beiden Kindern. Im Sinne eines *Emergenten* geriet sie auch immer wieder in Auseinandersetzung mit individuellen Standards, subjektbezogenen und messbaren staatlichen Vorgaben, mit dem von aussen gegebenen Anspruch, dass die Spielgruppenkinder nach einem Jahr fit für den Kindergarten sein sollten. Immer wieder wurde Ärger geäussert, dass *feinstoffliche, gruppale, prozessorientierte Aspekte* aus dem pädagogischen Diskurs und den institutionalisierten Vorgaben heute tendenziell rausfallen, dass sie ganz wörtlich nichts zählen, dass sie schlichtweg nicht verstanden werden.

Das Durchtragen, Aushalten, das *Gehen mit der Zeit der beiden Kinder*, erwies sich aus unserer Sicht letztlich als „lohnend“, als entwicklungs- und persönlichkeitsfördernd.

Der zu Beginn der Spielgruppe so kleinkindlich sich präsentierende Knabe entwickelte sich in der Kindergruppe nach einigen Monaten zu einem interessierten Gesprächspartner, begann in Subgruppen auf kooperative Art und Weise Spiele zu initiieren und anzuleiten. Das Mädchen beherrschte beim Abschluss des Spielgruppenjahres sicher noch kein elaboriertes Deutsch, hatte sich aber zu einem bewegungsfreudigen, fröhlichen Kind, das Kontakte in der Gruppe aktiv gestaltete, entwickelt. Und die beiden Spielgruppen als Ganzes nahmen keinen Schaden, sie bewährten sich als *haltende*

Gefässe, in welchen sich die Kinder in ihrer *Heterogenität ein neues gruppales Referenzschema* aneignen konnten.

Sozusagen mit dem Vergrößerungsglas gehen wir nun im Sinne einer *Mikrogeschichte* ausführlicher auf die Entwicklung des erwähnten Mädchens der Kindergruppe ein - und wie diese im Zusammenhang mit der Erstsprache/ Muttersprache und einer *neu anzueignenden Zweitsprache, einer fremden Sprache*, verstanden werden kann:

### Das „neue Mädchen“

Das Mädchen stiess erst später zur bestehenden Gruppe. In der Vorstellungswelt der Kinder besetzte es einen besonderen Platz. Die Leiterinnen hatten mit ihnen im Vorfeld seines Eintrittes immer wieder über „*das neue Mädchen*“ gesprochen, was bei den Kindern *hohe Erwartungen* weckte. Als es dann - begleitet von seiner Mutter - in die Gruppe eintrat, freuten sie sich über seine Ankunft, waren aber enttäuscht, da es nicht mit ihnen sprach. Das neue Gruppenmitglied verhielt sich stumm gegenüber den Erwachsenen und den anderen Kindern, vermied Körperkontakte, reichte den anderen weder die Hand zum Gruss noch gab es ihren Spielgefährten die Hand bei Kreisspielen. Ebenso weigerte es sich von anderen Kindern Spielzeuge anzunehmen. Die Gruppe reagierte mit Verwunderung und Befremdung, akzeptierte aber sein ostentatives Schweigen und seine Zurückhaltung.

Im Kontext der *familiären Geschichte* schien das Mädchen aus der *symbolischen Ordnung seiner Kultur* und

seiner Sprache herausgefallen zu sein. Sprache ermöglicht eine Form von *Containing*, in dem ich mich geborgen fühlen kann – ich bin Teil einer symbolischen Ordnung, deren Regeln mir bekannt sind. Kenne ich die Regeln einer Sprache und einer Kultur, kann ich mich *kompetent* in ihr bewegen. Der *Verlust von Kultur und Sprache* machen mich hingegen hilflos und verletzlich. Falle ich aus der symbolischen Ordnung heraus, so zerfällt das haltgebende *Containing* in unverbundene Bestandteile, die sich nicht mehr zusammenfügen lassen. Es entsteht das lähmende Gefühl, in der Aneignung der Welt beeinträchtigt zu sein. Ein von solchen Erfahrungen Betroffener fühlt sich behindert, versteht man unter Behinderung die „Feststellung, dass etwas nicht mehr geht, von dem man erwartet, dass es geht.“ (Jan Weisser).

Um Sprache zu verstehen und um Gefühle lesen zu können, bedarf es eines *verlässlichen Codes*. Zerfällt dieser, können selbst über Mimik und Körpersprache ausgedrückte Affekte bei anderen nicht mehr gelesen werden. Die Welt verliert ihre *Beständigkeit* und *Verlässlichkeit*. Das andauernde „Auf-sich-Selbstbezogen-sein“ verstärkt die Befangenheit im eigenen Resonanzraum und blockiert die Fähigkeit, sich imitierend an das Neue heranzutasten. Imitieren kann ja als Versuch verstanden werden, durch die Übernahme eines anderen, noch befremdlich erscheinenden Verhaltens, in eine neue symbolische Ordnung einzutreten. Werden solche zaghaften Probestandlungen zurückgewiesen oder gar lächerlich gemacht,

kann dies zu *Verletzungen des Selbstbildes* führen.

Und nun zurück zu unserem Mädchen: Im *Kontext des staatlichen Bildungsauftrages* sollte es über den Spielgruppenbesuch Zugang zur deutschen Sprache erhalten: Fremdsprachige Eltern, deren Kinder ein Jahr vor dem Kindergarteneintritt noch nicht genügend deutsch sprechen, sind in Basel Stadt von Gesetzes wegen verpflichtet, ihr Kind für einen Spielgruppenbesuch oder eine Krippe anzumelden – so schreibt es die *obligatorische Sprachförderung für fremdsprachige Kinder* vor. Die Kosten des Spielgruppenbesuches werden vom Staat übernommen

Auf diesem Hintergrund trat das Mädchen für einen *weiteren Vormittag* in eine zweite Spielgruppe mit anderen Kindern ein. Es sollte auf Wunsch der Eltern mehr Gelegenheit erhalten, in die deutsche Sprache einzutauchen. Auch hier reagierten die Kinder befremdet angesichts seines Schweigens und seiner Zurückhaltung.

Entsprach diese gut gemeinte Absicht – sowohl auf Seiten der besorgten Eltern als auch auf Seiten der *fördernd-fordernden staatlichen Instanzen* – wohl dem einfachen Kalkül, dass mehr deselben den Spracherwerb beschleunigen würde? Wurde dadurch nicht auch der Druck auf die Spielgruppenleiterinnen erhöht, dem Kind die neue Sprache beizubringen?

Durch die *Verordnung der obligatorischen Sprachförderung* entsteht ein *Lernkontext* und ein *Setting*, in dem die neue symbolische Ordnung als *Zwang zur Übernahme*

*des Fremden* auftritt, der sich nicht nur auf das Kind und auf die Gruppe, sondern auch auf die *Einstellung der Leiterinnen* auswirkt. Machen sie ihre Aufgabe richtig? Sollten sie mehr fordern und intervenieren? Wie können sie den andern das seltsame Verhalten erklären? Werden sie den anderen Kindern noch gerecht, wenn Einzelne so viel Aufmerksamkeit verlangen?

Die zusätzlichen Auflagen erzeugen *Leistungsdruck*, den es für die Spielgruppenleiterinnen auszuhalten gilt. Solche *latenten und manifesten Forderungen* verleiten dazu, Gruppenprozesse *steuern* oder *unterbrechen* zu wollen, die nicht so eindeutig auf das Erreichen der geforderten Zielvorgaben hin ausgerichtet sind. Die *unterschiedlichen Ordnungen* – die Ordnung der Spielgruppe, des Staates, die von aussen auferlegten Förderpläne und die Überprüfung der Förderziele – verursachen Verstörungen, die sich im *Spielgruppenalltag* wie auch in der *Projektgruppe* als *Emergenten* bemerkbar machen, die in wechselnder Form immer wieder das *Denken und Handeln* blockieren.

Dem Mädchen ist es jedoch gelungen, sich gegen pädagogische Zwänge und Regeln zu wehren. Es hat sich immer wieder räumlich eigene „Resorts“ geschaffen, die ihm *selbstbestimmte Möglichkeiten zur Distanzkontrolle* gegenüber der Gruppe gaben. Solche „*Safe Places*“ ermöglichen eine Abgrenzung gegen *instruktive Übergriffe der Aussenwelt*: Das Mädchen hat sich im Spielgruppenraum an verschiedenen Orten immer wieder Bereiche eingerichtet, die es mit Spielklötzen und Spielge-

genständen befestigte und markierte. Es konnte sich auf diese Weise gleichsam einen *Beobachtungsposten* schaffen, seine eigenen *Rhythmen* etablieren und sich so einen selbstbestimmten Zugang zur Gruppe und zu den neuen Verhaltenscodes schaffen. *Safe Places sind nicht einfach nur Rückzugsorte*: Sie ermöglichen die Erfahrung der *Selbstermächtigung*, *eigenrhythmische* und *fremdrhythmische* Prozesse aufeinander abstimmen und synchronisieren zu können. Diese Orte müssen aber von der Gruppe der Kinder und den Spielgruppenleiterinnen in Form einer *subtilen Balance* respektiert werden.

Dem neuen Mädchen wird wohl die Erinnerung an zwei Spielgruppen bleiben, die sich in ihren jeweiligen Verschiedenheiten mit ihm gewandelt haben. Das *stabile Setting*, das von den Leiterinnen bereitgestellt wurde, bot dem Mädchen eine erste Orientierung und half, Abläufe und Regeln zu entziffern. Die Spielgruppe bot einen toleranten *Übergangsraum*, in dem die Ängste der Gruppe und des Mädchens gehalten wurden und in dem es sich als aufgenommen erlebte. Durch die respektvolle *Anerkennung* seiner *safe places*, in denen und mit denen es seine Spielszenen aufbauen konnte, entwickelte es Neugierde, Mut und Lust, mit anderen Kindern mitzuschwingen, sich affektiv anstecken zu lassen, gemeinsame Aktivitäten zu entfalten, bis hin zu Momenten am Schluss des Jahres, in denen es gegenüber andern Kindern sogar leitende Aufgaben übernahm. Seine Fähigkeit, sich Deutsch mitzuteilen, steckte zwar noch in den Anfängen – es hat sich nichts antrainieren oder aufsetzen

lassen, es wurde dazu auch nicht genötigt. Aber die Projektgruppe ging davon aus, dass die weiter zu erwerbende deutsche Sprache auf ein zuversichtliches Kind treffen und sich sein kommunikatives Repertoire erweitern werde.

### **Unser Fazit:**

*Gruppenbezug und individuelle Entwicklung müssen keine Gegensätze darstellen, wenn Gruppenbezug nicht mit Unterwerfung und Konformität gleichgesetzt wird.*

Im Rückblick erwies sich die Spielgruppe für das Mädchen als ein Ort, der den Eintritt in eine neue symbolische Ordnung ermöglichte. Die neu zu erwerbende Sprache bildete – nebst den Regeln und Ritualen, dem Umgang mit den Spielgegenständen etc. - ja nur *einen Teil* dieses ganzen *symbolischen Gefüges*. Hätten die Leiterinnen und die Gruppe diese Form des *Veränderungswiderstandes* nicht respektiert, hätte dies eventuell zu einem Abbruch des fragilen Unternehmens geführt.

*Roland Barthes* hat über die Möglichkeiten zur Bildung eines „*idiorrhhythmischen Raumes*“ nachgedacht, eines Raumes, der es jedem Mitglied erlaubt, seinem eigenen Rhythmus zu folgen. Vielleicht hat die Spielgruppe es ein Stück weit ermöglicht, etwas entstehen zu lassen, das in diese Richtung weisen könnte.

### **Was macht die Gruppe mit den gewonnenen Erkenntnissen?**

Im Laufe des Jahres 2015 / 2016 hat die *Austauschgruppe* ein Stück *gruppaales Verständnis* und ein *passendes*

*Vokabular zur Beschreibung von Gruppenprozessen in Spielgruppen* erarbeitet. Einige Begriffe wurden geläufiger oder erhielten eine neue Bedeutung. Was macht die Gruppe jetzt mit diesem Zugang, mit diesem Erkennen, auch mit dieser Angst, dass alles verloren geht und dass die Austauschgruppe stirbt?

Auf dem Hintergrund dieser Fragen hat sich die Austauschgruppe erweitert. Neu dazugekommen sind ein *Photograph*, eine *Ethnologin* und eine *Grafikerin*, um das Projekt weiter voranzubringen. Die Austauschgruppe formierte sich zur erwähnten *Projektgruppe*, die heute daran ist, aus all dem vorhandenen Material eine Dokumentation zum Thema „*Gruppenaspekte besser verstehen*“ zu erarbeiten.

### **Literatur:**

Barthes, R. (2007): *Wie zusammen leben*. Edition Suhrkamp, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M.

Daum, E., Hasse, J., Hrsg. (2011): *Subjektive Kartographie, Beispiele und sozialräumliche Praxis*. BIS Verlag der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg

Gahleitner, S.B., Katz-Bernstein, N. & Pröll-List, U (2013): *Das Konzept des „Safe Place“ in Theorie und Praxis der Kinder- und Jugendpsychotherapie*. In: *Resonanzen. E-Journal für biopsychosoziale Dialoge in Psychotherapie, Supervision und Beratung* 1(2). Seite 165-185. [www.resonanzen-journal.org](http://www.resonanzen-journal.org)

Graf, E.O., von Salis E., Hrsg. (2003): *Erfahrungen mit Gruppen, Theorie, Technik und Anwendungen der ope-*

rativen Gruppe. Seismo Verlag, Zürich

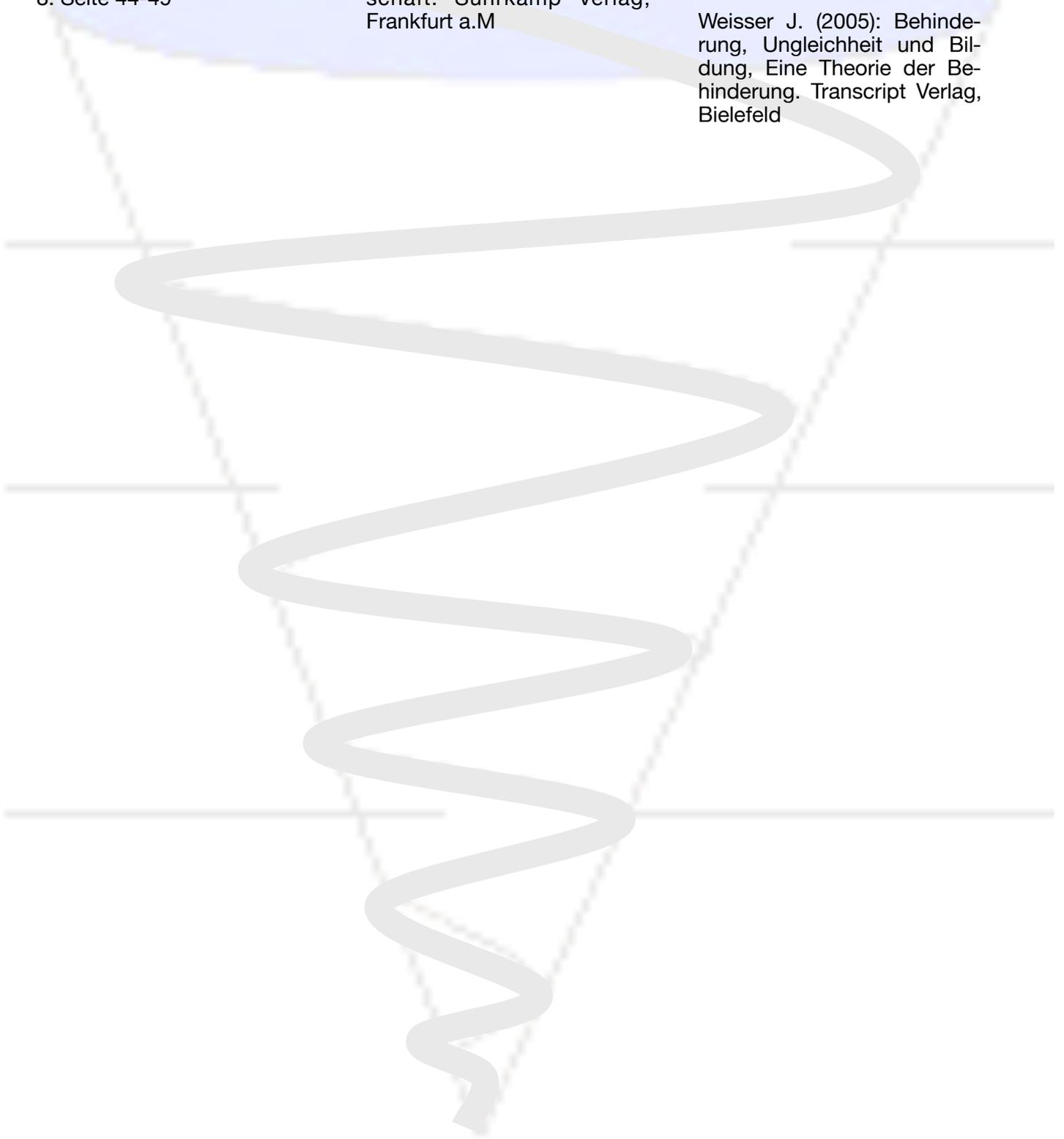
Hammel, Th. (2018) Frühkindliche Bildung am Beispiel von Spielgruppen. In: Jahrbuch 2018, Denknetz, edition 8. Seite 44-49

Kessl, F., Reutlinger, Ch. (2010): Sozialraum - Eine Einführung. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden

Löw, M. (2001): Raumsoziologie. Suhrkamp Wissenschaft. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M

Tammen, A. (2019): Flucht, Fremdheit und Geflüchtete in der Psychiatrie. In: Althans, B., Daryan, N., Sorgo, G., Zirfas, J. (Hrsg.): Flucht und Heimat. Beltz Verlag, Weinheim. S. 232 - 249

Weisser J. (2005): Behinderung, Ungleichheit und Bildung, Eine Theorie der Behinderung. Transcript Verlag, Bielefeld



# Information zur Schule: Die Vereinzelung der Professionellen sowie der Schülerinnen und Schüler und das nicht-institutionalisierte Gemeinsame

Vortrag an der Tagung «Die Vereinzelung der Menschen und die Aneignung des Gemeinsamen» vom 29.9.2018 in Basel.

Die Schule in ihrer heutigen Ausgestaltung als sogenannte «integrative Volksschule» hat sich in den letzten ungefähr zehn Jahren als solche institutionalisiert. Die Bestrebungen zur Integration reichen jedoch in die 70er-Jahre des letzten Jahrhunderts zurück. Damit einher ging die Theoriebildung einer Allgemeinen Pädagogik und Didaktik, die aus einer historisch-materialistischen Sichtweise die Entwicklung des Ich durch das Du, also das Spielen, Lernen und Arbeiten in Kooperation am Gemeinsamen Gegenstand betont (Feuser 1982). Auch wenn das Wissen um die entwicklungspsychologischen und sozialen Hintergründe der materialistischen Behindertenpädagogik zuweilen verloren ging, konnte sich die Integration, in letzter Zeit im Kleide des Wortes «Inklusion», als allgemeines Interesse etablieren. Man könnte auch behaupten, dass der Verlust der theoretischen Grundlagen erst den Durchbruch der sogenannten Inklusion ermöglichte. Inklusion als positiv konnotiertes Wort eint die Gesellschaft, wobei das Wort jedoch sehr unterschiedliches bedeutet, nach Laclau und Mouffe (2012) demzufolge als leerer Signifikant fungiert. In diesem Sinne hat das Wort Inklusion die Funktion einer Orientierung für alle und fixiert damit einhergehend

eine «hegemoniale Formation» (ebd.). In welcher Form ist die Schule aktuell institutionalisiert, wie erscheint darin Vereinzelung und Gemeinsames?

Als Grundlage nachfolgender Ausführungen dienen Beobachtungen aus Fallbesprechungen in sogenannten Interdisziplinären Teams an integrativen Primarschulen im Kanton Zürich. Drei Fallbesprechungen habe ich im Rahmen meiner Dissertation (Labhart 2019) detailliert dargestellt und in Bezug auf drei Aspekte genauer analysiert: Erstens auf den Aspekt der Aufgabe, die von der Gruppe – dem Interdisziplinären Team – bearbeitet wurde. Zweitens der Aspekt der Problemverortung, also wie eine Problemlage durch die Gruppe verortet wurde. Zuletzt drittens der Aspekt der Wissensintegration, und zwar im Sinne der Möglichkeiten der Gruppe, unterschiedliche Sicht- und Denkweisen auf die Problemlage miteinander zu denken. Ausgehend von diesen Analysen (ebd.) werde ich nun die Aspekte der Vereinzelung und des Gemeinsamen in der integrativen Schule erörtern.

## **Die Vereinzelung über die Arbeitsteilung**

Parin führt in seinem Aufsatz mit dem Titel «Der Widerspruch im Subjekt» aus:

*«Man funktioniert [durch die Identifikation mit einer Ideologie einer Rolle] in der jeweiligen Institution reibungsloser, hat aber nicht nur ein Stück 'geistiger Selbständigkeit', sondern auch Gefühls- und oft Gewissensfreiheit eingebüsst.» (Parin 1978, 125)*

Poulantzas (2002) bezeichnet die Lehrperson als Staatsdiener. Damit versteht er den Menschen determiniert durch die staatlichen Interessen und damit als verlängerten Arm von gesellschaftsprägenden und -lenkenden Kollektiven. Aus dieser Sichtweise ist der Mensch «nicht Meister im sozialen Haus, sondern [er] gehorcht bewusstlos den Imperativen sozialer Institutionen» (Parin 1977, 481). Der Mensch hat sich dann mit der Ideologie einer Rolle identifiziert.

Transferiert auf die Personen, die sich für eine Fallbesprechung in einer multiprofessionell zusammengesetzten Gruppe treffen, heisst dies, dass eine institutionelle Rolle, im speziellen eine Verhaltenserwartung im Sinne eines Habitus der entsprechenden «Profession» wie beispielsweise Heilpädagogik, Sozialpädagogik, Schulpsychologie oder Schulleitung, zum Tragen kommt. Damit funktioniert – um direkt auf das zu Beginn erwähnte Zitat einzugehen – die Institution reibungsloser.

Die «geistige Selbständigkeit» wird damit jedoch auch geschmälert.

In Fallbesprechungen an den integrativen Primarschulen konnte dies beobachtet werden. Sehr vereinfacht ausgedrückt wurde als Aufgabe der Zusammenkunft jeweils verstanden, dass eine adäquate zusätzliche Massnahme, die im sonderpädagogischen Angebot der Schule berücksichtigt ist, gefunden werden muss, um eine Problemlage mit einer zusätzlichen Therapie oder Betreuung am jeweiligen in die Fallbesprechung eingebrachten Kind delegativ zu bearbeiten (zur genauen Herleitung dieses Analyseergebnisses siehe Labhart 2019). Dies kann sehr anschaulich mit einer Grafik des Volksschulamtes des Kantons Zürich zum sonderpädagogischen Angebot dargestellt werden.<sup>1</sup> Rund um einen Kreis, bezeichnet als «Regelklasse» sind sonderpädagogische und therapeutische Massnahmen angeordnet, die über die Regelklasse hinausreichen. Die auf der Grafik am grössten dargestellte Massnahme ist die Integrative Förderung, als Zweites folgt die Sonderschulung, in Überlappung mit dem Einzelunterricht und der integrierten Sonderschulung. Deutsch als Zweitsprache ist auch aufgeführt. Auf der Grafik klein dargestellt sind die Einschulungs-, Klein- und Aufnahmeklassen sowie Logopädie-, Psychomotorik- und Psychotherapie und Audiopädagogische Angebote. Die Aufgabe der Gruppe während einer Fallbesprechung bestand in den beobachteten Gruppen darin, eine Massnahme aus diesen Möglichkeiten zu legitimieren, indem die Problemlage

in der Art rekonstruiert wurde, dass sie in die Zuständigkeit einer entsprechenden Massnahme rückte, die als Intervention durchgeführt werden konnte.

Analytisch gesehen wird mit dieser Aufgabe die Institution, also die Arbeitsteilung der Schulorganisation, aufrechterhalten. Die Schule kann unter integrativem Label die strukturelle Differenzierung, die sich im letzten Jahrhundert mit der Ausdifferenzierung der Sonderklassen gebildet hat, weiterführen. Jede Person hat ihre Zuständigkeit, und das Ziel ist, Schülerinnen und Schüler diesen Bereichen zuzuführen. Die Beteiligten haben sich mit dieser Ideologie der Struktur der Schule identifiziert. Sie sind durch die Arbeitsteilung vereinzelt und dazu verordnet, die Schülerinnen und Schüler zu verwalten. Sie werden im Ideal der Institution, wie Eichmann in der Analyse von Arendt (2011), zu pflichtbewussten und systemkonformen Professionellen, die eine Verhaltenserwartung, also eine Rolle für die Schule erfüllen. Um mit Arendt die Analyse weiterzudenken: die Professionellen werden «gedankenlos». «Gedankenlosigkeit ist nicht Dummheit; sie findet sich auch bei hochintelligenten Menschen, und ihre Ursache ist nicht ein schlechtes Herz» (Arendt 2008, 23). Gedankenlosigkeit ist, wenn man das Denken anderen überlässt und damit auch die Verantwortung über das eigene Handeln abgibt. In Gedankenlosigkeit funktioniert das Denken in der Gruppe nicht. Gruppenteilnehmende sind vereinzelt und können durch die Institutionalisierung der Vereinzelung nicht mehr in ein gemeinsames Denken,

in einen über die Denkstile «so far» hinausgehenden gemeinsamen Denkstil «from now on» (Mitterer 2011) kommen.

Die Vereinzelung lässt sich analytisch auch bei Schülerinnen und Schüler beschreiben. Die Schule hat nach Erdheim (1988) die Funktion der Enkulturation. Die Enkulturation ermöglicht der Schule das «Ausbaden» von sich in den Kindern eingeschriebenen Problemlagen aus der Familie. Mit der Institutionalisierung der Differenz Regelklasse / besondere pädagogische Bedürfnisse, vielleicht auch geprägt durch den auf einzelne Individuen fokussierten pädagogischen Blick, erfolgt die Vereinzelung in der Lerngruppe. Problemlagen in Schulklassen werden essentialisiert und erscheinen dadurch nicht mehr als Emergenten des Zusammenpralls der einzelnen Geschichten der Gruppenteilnehmenden mit dem aktuellen Gruppengeschehen (Bauleo 2013). Das besondere pädagogische Bedürfnis, das nach dem Volksschulgesetz im Kanton Zürich definiert ist als ein Bedürfnis, das entsteht, wenn die Förderung in der Regelklasse nicht ausreicht - und demzufolge also als relationale Erwartungsverletzung entsteht - wird in (heil-)pädagogischer Manier an einzelnen Schülerinnen und Schülern bearbeitet. Gruppale Prozesse werden dadurch nicht mehr deutbar, Schülerinnen und Schüler an unterschiedliche Stellen delegiert und damit vereinzelt. Damit wird ein gemeinsames Menschwerden, ein Lernen an Unterschieden, die Entwicklung eines gemeinsamen, neuen, unterschiedliche Perspektiven berücksichti-

<sup>1</sup> [https://vsa.zh.ch/dam/bildungsdirektion/vsa/schulbetrieb/sopaed/publikatione/Ordner%203/00\\_grafik\\_register.pdf.spooler.download.1392989369466.pdf/00\\_grafik\\_register.pdf](https://vsa.zh.ch/dam/bildungsdirektion/vsa/schulbetrieb/sopaed/publikatione/Ordner%203/00_grafik_register.pdf.spooler.download.1392989369466.pdf/00_grafik_register.pdf) [abgerufen am 12.11.2018]

genden gruppalen Denkstiles verunmöglicht.

### **Das Gemeinsame**

Geschieht dies immer so? Aus der lösungsorientierten Beratung kennen wir den Hinweis, dass das Wort «immer» immer hinterfragt werden soll. Klar scheint, dass das Interdisziplinäre Team in der Form, wie ich es beobachtet und analysiert habe, grundsätzlich eine Verwaltungsaufgabe besitzt (Labhart 2019). Es stellt sich demnach die Frage, ob diejenigen Lehrpersonen, die eine Problemlage nicht essentialisiert verwalten möchten, nicht an das Interdisziplinäre Team gelangen.

Die vorliegenden Daten aus dem Dissertationsprojekt ermöglichen jedoch, eine konträre Fallbesprechung in die Analyse miteinzubeziehen, in der die vereinzelnde Verwaltungslogik durchbrochen wurde. Die Lehrperson bringt in diese Fallbesprechung eine andere Aufgabe ein, die mit der Aufgabe der delegativen Verwaltung konfligiert. Die Lehrperson brachte in der Fallbesprechung das Interesse ein, das Kind, das die schulischen Erwartungen verletzt, gemeinsam mit den anderen Kindern anstatt in Einzeltherapiesettings sich bilden zu lassen.

Die entsprechende Fallbesprechung drehte sich um eine Integrierte Sonderbeschulung im Kindergarten. Die Lehrerin plädierte für ihre integrative Zusammenarbeit, ihr Teamteaching mit einer Assistentin. Die Assistentin habe eine «beruhigende Wirkung» auf alle Kinder in Kreissituationen, und in Freispielphasen können sie zu zweit im Zimmer Raum zur Entfaltung lassen und wo notwendig unterstützen. Die Lehrerin führte aus, dass die

Förderung mit den anderen Kindern weiterverfolgt werden soll, «das ist eine Situation, die nur bei uns geht, bei euch ist Einzelsituation».

Damit machte die Lehrerin eine Differenz auf: Das «uns» bedeutet das Lernen im Klassenverband, voneinander im Miteinander. Unterstützend ist dabei die nicht pädagogisch ausgebildete Assistenz. Das «euch» weist auf die Lektionen der sogenannten Integrativen Förderung, die im vorliegenden Fall separiert in einem Nebenzimmer stattfinden, wie auch auf die Logopädietherapiestunden, in denen das Spielverhalten in einem Therapiesetting im Vordergrund steht. Mit dem Interesse, dem Kind zu ermöglichen, im Spiel mit anderen Kindern zu lernen, an einem Spiel zu bleiben und sich einzubringen, stellt sie das Massnahmensystem der integrativen Volksschule in Frage. In ihrer Denkweise, dass ein Spielverhalten in einem Nebenzimmer mit der Logopädin wohl ein anderes ist als im Freispiel im Klassenverband, hat sie wohl aus vergemeinsamender Sichtweise viel verstanden, das im vereinzelnden «Fördersystem» jedoch wohl nicht verstanden werden kann.

### **Literatur**

Arendt, Hannah. 2008. Vom Leben des Geistes: Das Denken, Das Wollen. Ungekürzte Taschenbuchausgabe in einem Band, 4. Aufl. München: Piper.

Arendt, Hannah. 2011. Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen. München Zürich: Piper.

Bauleo, Armando. 2013. Ideologie, Familie und Gruppe. Zürich: Lit.

Erdheim, Mario. 1988. Psychoanalyse und Unbewusst-

heit in der Kultur. Aufsätze 1980–1987. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Feuser, Georg. 1982. „Integration = die gemeinsame Tätigkeit (Spielen/Lernen/Arbeit) am gemeinsamen Gegenstand/Produkt in Kooperation von behinderten und nichtbehinderten Menschen“. Behindertenpädagogik 21 (2): 86–105.

Labhart, David. 2019 (im Erscheinen). Fallbesprechungen in Interdisziplinären Teams an integrativen Schulen. Eine Akteur-Netzwerk theoretische Studie zur Lösungsfindung in multiprofessionell zusammengesetzten Gruppen. Bielefeld: transcript.

Laclau, Ernesto, und Chantal Mouffe. 2012. Hegemonie und radikale Demokratie: zur Dekonstruktion des Marxismus. 4., durchgesehene Aufl. Passagen Philosophie. Wien: Passagen.

Mitterer, Josef. 2011. Die Flucht aus der Beliebigkeit. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.

Parin, Paul. 1977. „Das Ich und die Anpassungs-Mechanismen“. Psyche - Z Psychoanal 31 (6): 481–515.

Parin, Paul. 1978. „Der Widerspruch im Subjekt. Die Anpassungsmechanismen des Ich und die Psychoanalyse gesellschaftlicher Prozesse“. In Der Widerspruch im Subjekt. Ethnopsychanalytische Studien, herausgegeben von Paul Parin, 112–133. Frankfurt: Syndikat.

Poulantzas, Nicos. 2002. Staatstheorie. Politischer Überbau, Ideologie, Autoritärer Etatismus. Hamburg: VSA.

# Sozialer Tod / das Auflösen der Rollen im Alter

## **Abstract:**

Wenn bewährte Rollen ins Wanken geraten, kann dies vom Individuum als „sozialer Tod“ erlebt werden. Reflexartig wird Zuflucht in Abwehrstrategien gesucht. Mittels einiger Vignetten aus unterschiedlichsten Kulturen befasst sich die Information mit Menschen und ihrem Umgang mit dem sozialen Tod. Dabei wird das Auflösen der Rolle im Alter nur als eine von vielen Möglichkeiten des sozialen Todes tangiert.

## **Information**

Ich beginne mit der Region dieser Erde, in der ich aufgewachsen bin, am Rande des Himalaya. Dort hat man sich den Luxus nicht leisten können, jene mitzutragen, die allzu krank waren. So hat man z.B. Säuglinge, deren Mutter verstorben war, einfach sterben lassen, sehr zum Entsetzen von europäischen Medizinern. Leprakranke wurden, wie bei uns früher, aus dem Dorf ausgestossen. Und wie war das mit alten Menschen? Ich habe einen sehr angesehenen alten Minister erlebt, der sein Amt und seine Kleidung ablegte und sich nackt mit einer Schüssel in der Hand auf die Reise zum Ganges machte. Seine Spuren haben sich in der indischen Tiefenebene verloren. Sein sozialer Tod fand nach dem physischen Tod statt.

Oder es kommen mir die vielen Frauen in den Sinn, die in weiten Teilen Chinas oder Indiens gar nie geboren wurden. In Rajastan z.B. werden

weibliche Babys in eine Kiste geschmissen und mit Sand bedeckt. Am anderen Morgen entsorgt man die Kiste. Töchter zu haben, ist ein Ehrverlust in der Kriegerkaste. Viele Töchter zu haben, führt zum sozialen Tod. Auch eine Witwe ist sozial tot. Noch heute wird sie verbrannt oder im besten Falle aus der Familie weggesendet und fristet ihr Alter als Bettlerin auf der Strasse.

Der soziale und der physische Tod sind in vielen Kulturen bis heute nahe beisammen. In diesem Sinne ist der soziale Tod, so wie wir ihn in unseren Breitengraden beklagen, ein ausgesprochenes Luxusgut. Erst in jüngster Zeit und zudem nur in wenigen Regionen der Erde überhaupt, kann es sich eine breite Masse leisten, sich nur um das eigene ICH zu kümmern. Ja, wir glauben sogar Anrecht zu haben auf ein autonomes, eigenständiges, freies und selbstverwirklichtes Leben. Man verliert sich in Selbstgestaltung. Mein ICH ist quasi die Welt. Man kümmert sich nur um sich selbst und ist sozial tot, ohne real zu sterben. Es ist ja auch unglaublich, wieviele Lebensjahre heute bei den meisten Menschen in unserer Region zwischen dem Ende der Erwerbsarbeit und dem Tod liegen. Betrachtet man unser Sozialsystem, ist es ja auch sehr fraglich, ob wir uns diesen „Luxus“ in Zukunft überhaupt leisten können.

Nicht nur Pensionierte oder andere Rentner, alle Menschen werden zunehmend

aus Bindungen, Traditionen, Verankerungen und Institutionen herausgelöst. Durch den Rückzug auf das ICH sterben so viele den sozialen Tod, lange bevor sie real tot sind. Es wird bejammert, wie viele Menschen über den Tellerrand unserer Gesellschaft fallen. Aber es möchte doch keiner freiwillig z.B. nach Nigeria ziehen, um dort den sozialen Tod zu erleben, wohlwissend, dass dies das Aus für immer bedeutet. Es ist ein Luxus, wenn man den sozialen Tod sterben darf und von einem sozialen Netz aufgefangen wird.

Ich arbeite in der Sozialpsychiatrie des Kantons Glarus. Täglich habe ich es mit Leuten zu tun, die ihre Aufgabe und ihre Rolle verloren haben. Zunächst entwickeln die meisten die Vorstellung, wenn sie dann IV-Bezüger oder pensioniert wären, würde es mit ihnen aufwärts gehen. Wird dann die IV-Rente ausbezahlt - oder die Phase der Pensionierung beginnt - tritt kurzfristig eine Euphorie ein. Aber es ist sehr schwierig, in ein anderes Leben umzusteigen. Viele Abläufe aus dem alten Leben werden oft „inhaltsfrei“ fortgesetzt.

Es ist einfacher, glücklich zu sein, wenn man eine Aufgabe hat, sich eine Struktur gibt, und dadurch eine soziale Rolle einnimmt, auch wenn einem die aus der Aufgabe heraus definierte Rolle vielleicht nicht ganz auf den Leib geschnitten ist oder diese Rolle einen sogar ein bisschen entstellt. Ich denke hier z.B. an ein älteres Ehepaar,

das mir auf meinem Arbeitsweg fast täglich begegnet und das sich zur Aufgabe gesetzt hat, den Verkehr und das Parkierwesen rund um ihr Haus zu regeln. Die zwei haben sich so wahnhaft eine wichtige Aufgabe und eine scheinbar bedeutungsvolle Rolle zuteilen können, die ihnen ermöglicht, mit allen Vorbeiziehenden in Kommunikation zu treten.

Es besteht also ein natürliches Bedürfnis beim Menschen, in Gemeinschaft zu sein, wie das auch schon Aristoteles festgestellt hat.

Mit einem Patienten erlebte ich, wie er den sozialen Tod „überwand“ und versuchte, sich in die Gesellschaft einzubringen. Er hat eine seit der Kindheit festgestellte autistische Erkrankung, ein Asperger-Syndrom. In der normalen Schule war er wegen seiner Wutanfälle nicht tragbar. Trotzdem hat er Informatik studiert und bei zwei grösseren Firmen gearbeitet, er wurde durch die Invalidenversicherung unterstützt. Diese Massnahmen der IV erlebte der Patient jedoch als enorme Kränkung. Die IV-Unterstützung führte seiner Meinung nach dazu, dass man ihm am Arbeitsplatz keine wichtigen Arbeiten zuteile und seine Lösungsvorschläge nicht würdige.

Er versuchte, sich so zu kleiden, wie die anderen, dann zu lachen, wenn man lachen sollte, und ist an dieser enormen Aufgabe immer wieder ausgebrannt. So zu sein wie die anderen, hat ihn überfordert. Schliesslich hat eine Softwarefirma sein enormes Denkpotehtial erkannt. Man verlangte von ihm als Einführung, etwas sehr Komplexes zu programmieren. Er hat schliesslich die genialste und schlichteste Lösung gefunden. Er ist nun mit einem normalen Arbeitsvertrag angestellt. Sein Beitrag zur Gesellschaft wird dadurch anerkannt. Er hat einen grossen Schritt gemacht aus der sozialen Isolierung heraus.

In meiner Arbeit erlebe ich, dass es oft auch eine eigene Entscheidung darstellt, ob man sozial tot sein will oder nicht.

### **Sozialer Tod: Ein paar Gedanken zum Begriff**

Der Begriff „soziales Sterben“ wird in der Wissenschaft nicht einheitlich verwendet. Er wird einerseits im Zusammenhang mit dem menschlichen Sterben gebraucht, andererseits im Zusammenhang mit politischer oder sozialer Exklusion.

Im Sinne der operativen Gruppe geht es wohl eher um die politische oder soziale Exklusion. Unter sozialem Tod verstehen wir, dass jemand völlig vereinsamt, sich so zurückzieht, dass er praktisch keine Beziehungen zu seiner Umwelt, zu Nachbarn, Arbeitskollegen und anderen Menschen unterhält.

Bei älteren Leuten oder Menschen mit Behinderungen - oder auch nach schweren, persönlichen Erlebnissen - kommt so etwas vor.

Mario Erdheim schreibt dazu: «Der soziale Tod ist jener Prozess, in welchem die sozialen und kulturspezifischen Rollen zerfallen, die unbewussten Werte und Identitätsstützen ins Wanken kommen.»

Weiter meint Erdheim: «Wie die Lehanalyse, so sollte auch die Feldforschung eine Umstrukturierung der Erfahrung zustande bringen, und zwar dadurch, dass in beiden Fällen die Rollensysteme, die unsere Identität stützen und unsere Wahrnehmung lenken, durch die Konfrontation mit dem Fremden erschüttert werden»

### **Literatur:**

Erdheim, Mario / Nadig, Maja (1979) Grössenphantasien und sozialer Tod. In: Kursbuch 58/Rotbuch Verlag, 115-126

# Nachbereitung

## AGOG Tagungsnachbereitung 2018 „Die Vereinzelung der Menschen und die Aneignung des Gemeinsamen“:

Die Vorbereitungsgruppe (Erich Graf, Franziska Grob, Karl Mutter) gelangt in ihrer Auswertung der Tagung „Die Vereinzelung der Menschen und die Aneignung des Gemeinsamen“ vom 28./29. September 2018 zu folgenden Einschätzungen:

Die Form der Vorbereitung hatte einen erheblichen Einfluss auf das Gelingen der Tagung. Die Vorbereitungs-sitzungen im dialogischen Rahmen haben die Identifikation mit dem angesteuerten Thema befördert, persönliche Erinnerungen freigesetzt, Verbindungen zwischen Lektüren geschaffen, biographische Resonanzen ausgelöst.

Das umfangreiche Vorbereitungspapier hat es ermöglicht, eine entsprechende Stimmungslage bei den Adressaten wachzurufen und dadurch die Rezeptionsbereitschaft für die Thematik der Tagung zu befördern. Dies hat zu positiven Resonanzeffekten geführt, die für die Stimmung und das Lernklima innerhalb der Arbeitsgruppen förderlich waren.

Atmosphärische Aspekte schufen einen wesentlichen Beitrag zu einem positiven Lernklima. Die TeilnehmerInnen fühlten sich auf emotionaler Ebene angesprochen. Trotz (oder gerade wegen) der beruflichen und altersmässigen Heterogenität der Gruppen gelang es, bei den TeilnehmerInnen Anschluss an die Thematik zu finden. Offensichtlich wurden dadurch biographische/professionelle Resonanzen erzeugt.

Teilüberschneidungen und die Vermischung unterschiedlicher persönlicher Netzwerke trugen zu einer

positiven Atmosphäre in den Gruppen bei.

Die Tagung stiess auch bei Personen ohne persönliche Anbindungen auf Interesse und Anklang; sie fühlten sich nicht ausgeschlossen; sie hätten im Gegenteil gerne noch länger in den Gruppen mitgearbeitet.

Die meisten TeilnehmerInnen wurden vom thematischen Rahmen angesprochen. Sie fühlten sich zudem gleichzeitig wohl - was für eine institutionalisierte Tagung oder für institutionalisiertes Lernen eher aussergewöhnlich ist.

Offensichtlich ist es durch die Art der Vorbereitung und der Anlage der Tagung gelungen, ein Setting herzustellen, welches ein für das Gelingen der Tagung erforderliches Containing ermöglichte.

Die Informationen waren so angelegt, dass über alle Alters- und Berufsgruppen hinweg biographische Anschlüsse und Reminiszenzen entstehen konnten. Es entstand so ein sozioanalytischer Kontext, der Raum für die Artikulation alltäglicher persönlicher Erfahrungen und kultureller Narrative schuf.

In der Folge der Tagung stellten sich weiterhin positive Rückmeldungen per mail ein zur Form, zum Ablauf und zur Organisation der Tagung, was auf die Nachhaltigkeit

der Gruppenarbeit schliessen lässt.

Die Tagung war nicht daraufhin angelegt, etwas zu zeigen – sei es ein pädagogisches Konzept, eine therapeutische Arbeitsweise, eine bestimmte Methode. Die TeilnehmerInnen erhielten sozusagen performativ – ohne explizite pädagogische Absicht – eine Einführung in die operative Arbeitsweise. Wir meinen, dass gerade dies zum Erfolg der Tagung beigetragen hat.

Viele Teilnehmer äusserten das Bedürfnis, weiter in einem ähnlichen Setting zu arbeiten.

Es könnte sich daher lohnen, über thematische Anschlussmöglichkeiten nachzudenken. Der Kulturbegriff sorgte offensichtlich in den Gruppen für Irritationen, da „Kultur“ im Alltag immer wieder dafür herhalten muss, Plausibilität zu schaffen, bzw. „Erklärungen“ für wahrgenommene oder empfundene Differenzen zu liefern. Ein mögliches Anschluss-thema für eine operative Tagung wäre unseres Erachtens „Das Gemeinsame der Kultur – in welcher Art ist ein Sprechen über Kultur überhaupt möglich“

Logistik und Versorgung ermöglichten einen reibungslosen Ablauf der Tagung. Dank dem zusätzlichen Einsatz

von „stillen Helferinnen“, die Service- und Aufräumarbeiten wesentlich unterstützten, konnten sich alle TeilnehmerInnen ohne Ablenkung der Gruppenarbeit und der Aufgabe widmen.

In welcher Beziehung steht „Kultur“ zu Essensgewohnheiten und zum Wohlbefinden? Die Diversität unterschiedlicher Ernährungsgewohnheiten/-präferenzen ist wohl etwas zu kurz gekommen als nur auf die Differenz vegetarisch/nicht-vegetarisch geachtet wurde. Deshalb sind weitere Differenzierungen wie vegetarisch/vegan; schweinefleischessend/nichtschweinefleischessend aus dem logistischen Konzept herausgefallen

Betreffend Verpflegung entstanden Kosten von insgesamt 478 Fr. Dies entspricht einem Betrag von ca. Fr. 13 pro TeilnehmerIn, was bezogen auf Qualität und Ausgewogenheit der Angebote (Essen, Getränke und Kaffee) als sehr kostengünstig einzustufen ist.

Die veranschlagten Kurskosten erachten wir als angemessen, ermöglichten doch gerade die vergünstigten Beiträge für Studierende, RentnerInnen und Arbeitende aus dem Niedriglohnbereich eine der Veranstaltung förderliche Heterogenität des Publikums.

An der Tagung haben insgesamt 36 Personen teilgenommen.

Den Organisatoren stand mit dem Quartierzentrum Breite eine geeignete Infrastruktur für die Durchführung der Plenumsveranstaltungen, der Gruppenarbeiten und für die Organisation der Verpflegung zur Verfügung.

Durch die projektbedingte Verflechtung der Organisatoren mit dem Kurszentrum (*Spielgruppe Seifiblootere*) bzw. durch lokale Kenntnisse der Spielgruppenleiterinnen, die ebenfalls an der Tagung teilnahmen, war es möglich, Synergien herzustellen, die einen reibungslosen Ablauf der Tagung ermöglichten.

Ohne die stille Unterstützung der Spielgruppenleiterinnen und die unentgeltliche Arbeit weiterer Personen wäre die problemlose Abwicklung der Tagung in dieser Form wohl kaum möglich gewesen.

Veranstalter, Informanten und Equipen verzichteten auf Honorare. Daraus erwächst der AGOG ein zusätzlicher Gewinn, den die Veranstalter als Geschenk an den Verein betrachten.

Karl Mutter, 12. Dezember 2018 (für die Vorbereitungsgruppe)